

Deutscher Morgen

Berausgeber: Joachim Dauch

Aurora Allemã

Erscheint wöchentl. 7. Jahrgang

Folge 39

São Paulo, 30. September 1938

7. Jahrgang

Schriftleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5393 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia., Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo. Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Welpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

Entscheidung in München

Sonder-Bildbericht über
die letzten politischen
Ereignisse im Innenblatt

Adolf Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier zur endgültigen Regelung der tschechischen Frage in der Hauptstadt der Bewegung zusammengekommen. — Der europäische Frieden bleibt erhalten

Der September des Jahres 1938 wird in der Geschichte der europäischen Völker ewig denkwürdig bleiben. Er wird später einmal gewiss als die Zeit der grossen Besinnung unter den Kulturstaaten dieser Erde gelten. Denn in dieser Zeit wurde ein Schicksal bezwungen, das noch vor vierundzwanzig Jahren grausames, namenloses Leid über die besten Menschen brachte. In diesen Tagen bewahrheitete sich jenseits vom gemeinen Treiben der Pressejuden, Krisenschöpfer und der Kriegsindustrie-Aktionäre, das sichere Gesetz eines deutschen Geschichtsforschers: Männer machen Geschichte!

Männer machen Geschichte. Auch gegenwärtig in München, wo über die Zukunft Europas entschieden wird. In derselben Stadt, die vor fünfzehn Jahren ihre Strassen mit dem Blut der ersten Opfer der deutschen Freiheitsbewegung färbte, sind heute die Staatsmänner Deutschlands, Italiens, Englands und Frankreichs in erster Stunde versammelt. Der Führer hat am 28. September in engem Zusammenwirken mit dem Duce die Ministerpräsidenten der Westmächte zu einer letzten Aussprache über die tschechische Frage eingeladen, die das Reich nach den entschlossenen Worten seiner letzten Rede so oder so bis zur Nacht auf den 2. Oktober entschieden wissen will.

Nummehr sind alle Nebensätze überflüssig. Nummehr werden bestimmte Forderungen und Bedingungen in die Tat umgesetzt. Das Schicksal der tschechoslowakischen Republik, dieser ärgsten Missgeburt von Versailles, kann nicht mehr mit Redensarten verdeckt werden. Vier verantwortliche Staatsführer werden die Operation am Blinddarm im Körper Mitteleuropas durchführen. Ueber die Notwendigkeit der Operation sind sie alle im klaren. Die Methode wird nun in München beschlossen. Und zwar mit genauer Angabe eines baldigen Zeitpunktes.

Überall auf der Welt weiss man zur Stunde, dass es keinen anderen Ausweg gibt. In München muss und wird heute der Tag festgesetzt werden, der den Sudetendeutschen ihre Heimat wiedergibt, wenn nicht die Wiederholung des Jahres 1914 stattfinden soll. Und

da jeder der dort anwesenden Männer von dem festen Willen besetzt ist, seinem Volke einen zweiten sinnlosen Opfergang zu ersparen, kann das Ergebnis dieser Viererkonferenz vorweggenommen werden. Sie wird die Befreiung Europas aus der fürchterlichen Krise bringen und neue Wege für eine aufrichtige Verständigung unter den Grossmächten aufzeigen.

Im Augenblick, da die Weltöffentlichkeit angesichts der Besprechungen noch schweigend und gebannt verharret, können nur Vermutungen über die Folgen einer Verständigung ausgesprochen werden. Vielleicht wird die Tschechoslowakei ohne Herrn Benesch weiterleben? Vielleicht wird Moskau begriffen haben, dass nummehr auch sein letzter Hoffungsanker für die Bolschewiesierung Europas verschwunden ist? Vielleicht wird das Misstrauen der Welt gegen die autoritären Staaten — und gegen Deutschland ganz besonders — erschüttert werden?

Was alles geschehe — sollte München ohne ein Ergebnis bleiben, dann dürfte die Schicksalsstunde des alten Erdteils gewiss im pessimistischen Sinne geschlagen haben. Wir haben indessen immer an den Sieg des Rechts und der Vernunft geglaubt. Wir haben nicht einen Augenblick am grossen Werk des Führers für die europäische Neuordnung gezweifelt. Wir wussten, dass die Sudetendeutschen ins Reich heimkehren würden — bald, sehr bald.

Nun ist es so weit! Der Wandel der Ereignisse überstürzte sieh in den letzten Tagen und Stunden derartig, dass man Mühe hatte, ihm in seiner äusseren Beobachtung zu folgen. Welche Verantwortung hat aber in diesen Stunden auf den Schultern jener Männer gelegen, die für Aufstieg oder Untergang ihres Volkes das Gesetz des Handelns vor der ganzen Welt getragen haben und sich um den Sieg für den Frieden Europas mühten.

Und welche Rolle hat Herr Benesch in all dieser Zeit gespielt, dessen staatsmännische Weisheit im europäischen Herbstwind verweht ist, genau so wie alle anderen sauren Früchte von Versailles verschwunden sind? Darum dürfte München einen Meilenstein bedeuten: Männer machen Geschichte!

Das Gesetz der tschechischen Geschichte

Bevor jemals ein slawischer Fuss den Sudetenraum betreten hatte, siedelten hier durch mehr als ein halbes Jahrtausend germanische Stämme. Unter der genialen Staatsführung des Markomannenfürsten Marbod war ein germanisches Staatswesen geschaffen worden, dessen Grundaufbau und Ganeinteilung bis in die jüngste Gegenwart wirksam geblieben sind.

Erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts unserer Zeit erfolgte der Einbruch der Tschechen in den natürlichen deutschen Lebensraum. Sie waren nicht als landsuchende Ackerbauer, sondern als Unterjochte der Awaren in dieses Land getrieben worden. Ihre Versuche, sich von der awarischen Zwangsfürsenschaft zu befreien, scheiterten. Da kam ein fränkischer Kautmann namens Samo zu ihnen und fand sie in den Kämpfen mit den Awaren verstrickt. Er stand ihnen mit seinem Rat und Tat bei und wurde am Ende der siegreichen Kämpfe von ihnen zum König gewählt. Die erste slawische Staatsgründung im Sudetenraum war also eine deutsche Schöpfung.

Nach seinem Tode zerfiel das Reich. Die Tschechen kamen wieder unter die Herrschaft der Awaren. Zum zweitenmal werden sie von einem fränkischen Fürsten aus der Knechtschaft der Awaren befreit: von Karl dem Grossen. Er bezog Böhmen und seine Nebenländer in sein Reich ein und begründete über sie die deutsche Lehnsherrschaft. Erst im Schutze des deutschen Königtums vollzog sich die Volkwerdung der tschechischen Stämme und der Aufstieg des böhmischen Herzogtums. Die tschechischen Herzöge gestalteten ihr Staats- und Hofleben ganz nach deutschem Vorbild. Sie warben um die Gunst deutscher Prinzessinnen und führten sie als Gemahlinnen auf die Prager Burg. Mit ihnen hielt deutsche höfische Sitte ihren Einzug. Das deutsche Kulturlieben im Sudetenraum fand eifrige Förderung und belebte das kulturelle Leben der Tschechen.

Als im Jahre 1306 der junge Przemyslidenkönig Wenzel durch die Mordhand eines tschechischen Adligen fiel, hatten Böhmen und seine Nebenländer einen kulturellen, wirtschaftlichen Höhepunkt erreicht. An ihm hatte das tschechische Volk in gleichem Masse Anteil. Der tschechische Dofstoss aber gegen den jungen Przemyslidenfürsten galt der deutschbestimmten Politik seines Hauses und der deutschen Kulturarbeit im Lande schlechthin. Gegen sie hatten sich wiederholt die tschechischen Elemente der Zerstörung aufgelehnt, die sich aus blutbedingter Minderwertigkeit gegen die hochwertige deutsche Leistung empörten. Die wenigen Jahre der schrankenlosen tschechischen Herrschaft in dem Sudetenraum hatten genügt, eine Periode des wirtschaftlichen und moralischen Verfalls im Lande einzuleiten.

Als sich die Luxemburger die Anerkennung des deutschen Lehnrechtes über Böhmen erkämpft hatten, erpressten die Tschechen dem jungen Luxemburger Johann im Jahre 1317 eine Erklärung ab, dass er seine deutschen Ratgeber vom Prager Hof entferne. Der tschechische Adel aber, der nun praktisch die Herrschaft im Lande übte, war unfähig, den Verfall im Lande aufzuhalten.

Da griff mit starker Hand Karl IV. ein. Unter ihm erlebten die Sudetenländer ihr „goldenes Zeitalter“. Prag war durch die Gründung der ersten deutschen Universität nicht nur zum geistigen Mittelpunkt Südost-

europas geworden, sondern es wurde zugleich zum wirtschaftlichen Brennpunkt des ganzen Kontinents. Künste und Wissenschaften blühten. Noch heute zeugen die steinernen Denkmäler von dem wirtschaftlichen Wohlstand und dem grossen Kunstverständnis der damaligen Zeit.

Aber wie einst am Ende der Przemyslidenzeit gewannen auch jetzt die tschechischen Kräfte der Zerstörung, die Karl zu seinen Lebzeiten zu zügeln und zu bändigen verstand, die Oberhand. Bald setzte jenes grauenvolle Chaos ein, das die Hussitenzeit charakterisiert. Ein zeitgenössischer Chronist leitete die Schilderung jener Tage mit den bezeichnenden Feststellungen ein, dass ihm die Feder stockte, um all die Grausamkeiten zu schildern, die damals im Namen einer reinen Menschlichkeit begangen worden sind. Die tschechische Geschichtsschreibung aber hat diese Zeit die „glorreiche Zeit“ des tschechischen Volkes genannt, das damals angelich alle Völker Europas an Bildung übertraffen hatte. Am Ende der Hussitenzeit war nicht nur der deutsche Einfluss im Lande ausgeschaltet, viele deutsche Kulturwerte für immer vernichtet und die wirtschaftliche Blüte des Landes gebrochen, sondern das Deutschum im geschlossenen Siedlungsraum, den es sich mit dem Pflug und der Rundhacke erobert hatte, zahlenmässig geschwächt. Das nachfolgende tschechische sogenannte „nationale Königtum“ zeigte nicht die Kraft, den Aufbau im Lande durchzuführen. Wo sich damals Ansätze zur Wiedergutmachung der durch die Hussitenverheerung verursachten Schäden zeigten, waren es deutsche Arbeitskräfte.

Der Aufstieg des Landes und damit auch des tschechischen Volkes begann erst wieder in dem Augenblick, in dem die deutsche Gleichberechtigung in den Sudetenländern wieder hergestellt worden ist. Noch einmal wurde während der Führung der Herrschaftsepochen der Habsburger diese Entwicklung unterbrochen, als der Habsburger Ferdinand für den Katholizismus das Schwert führte und die leuchtbare Zeit des Dreissigjährigen Krieges einleitete. Wieder war es der deutsche Kaiser Joseph II., der durch seine Massnahmen der Bauernbefreiung und der Erlassung des Toleranzpatentes ebenso wie seine Mutter durch ihre Schulreform den Tschechen die Voraussetzung geschaffen hat für ihre nationale Renaissance. Als einhundertdreissig Jahre später die Tschechen die Symbole des alten Habsburger Reiches zerstörten und ihre eigene Staatlichkeit begründeten, fielen auch die Denkmäler Josephs II.

Mit Beginn der staatlichen Selbständigkeit und der restlosen Ausschaltung des deutschen Einflusses im Jahre 1918 setzte ein neuer Verfall im Sudetenraum auf allen Gebieten ein. Haben einst die Hussiten mit Feuer und Schwert das sudetendeutsche Gebiet in einen Trümmerhaufen verwandelt, so wurde das einst so blühende sudetendeutsche Wirtschaftsgebiet jetzt in den zwanzig Jahren der tschechischen Gewaltherrschaft von den Hussiten unserer Zeit in einen Industriefriedhof verwandelt.

Ueberblickt man die Geschichte der Sudetenländer, so muss man feststellen, dass sich die Tschechen niemals in der dreizehnhundertjährigen Siedlungsperiode in den Sudetenländern als ein staatsaufbauendes oder staatsverwaltendes Element erwiesen haben.

Alle Epochen des wirtschaftlichen und kulturellen Aufstiegs der Sudetenländer fallen zu-

sammen mit der unmittelbaren deutschen Einflussnahme und der engsten Anlehnung der tschechischen Volksführung an das Deutschtum. Dagegen sind die Zeiten der tschechischen Alleinherrschaft charakterisiert durch einen grenzenlosen Verfall im Lande und eine brutale Machtausübung der Tschechen gegenüber dem Deutschtum.

Niemals haben sich die Tschechen als kulturschöpferisches Element erwiesen. Die bedeutendsten Männer ihres kulturellen Lebens tragen deutsche Namen und sind deutschen Blutes. Rieger, Jungmann, Dürsch, Fügner, Gebauer und wie sie alle heißen mögen, sind einige Beispiele für obige Behauptung. Dem Mangel der Tschechen an schöpferischer Kraft steht in allen Jahrhunderten der geschichtlichen Entwicklung der Sudetenländer die von ihnen ausgehende zerstörende Wirkung gegenüber.

Niemals hat das Deutschtum die völkische Existenz der Tschechen bedroht. Immer hat es die Tschechen an seinem Kulturleben teil-

haben lassen. Wohl aber haben die Epochen der tschechischen Machtführung den nationalen Besitzstand des deutschen Volkes im Sudetenland gemindert und seine völkische Substanz geschwächt.

Niemals in der Geschichte hat das Deutschtum den tschechischen Siedlungsraum verwirrt, wohl aber haben wiederholt die Tschechen den deutschen Lebensraum in ein Trümmersfeld verwandelt.

Ein tschechischer Historiker hat einmal erklärt, dass die Tschechen mit feinen Händen die Schwelle der europäischen Zivilisation überschritten haben. Was sie sich bis heute an Kulturwerten geschaffen haben, verdanken sie den deutschen Beispielen.

In diesen Tagen vollzieht sich wieder das Gesetz der tschechischen Geschichte: Die tschechische Vorherrschaft im Sudetenraum muss beschränkt werden, damit hier Ruhe, Friede und wirtschaftlicher Aufbau einsetzen kann.

Sieben Tage später . . .

In der Nacht vom 20. zum 21. September des Jahres erwachte nicht nur Europa, sondern die ganze Welt vor der Tatsache, dass Prag die englisch-französischen Vorschläge zur Regelung der sudetendeutsch-tschechischen Frage angenommen hatte. Ein erlösendes Aufatmen ging damals durch die Völker und überall herrschte das Gefühl, dass die Vernunft und das Recht im Kampf gegen Unverständnis und brutales Unrecht Sieger geblieben war. Aber nicht lange sollten diese Hoffnungen auf die scheinbar gelungene Lösung des schwersten mitteleuropäischen Problems anauern. Der Optimismus aller wirklich friedensgesinnten Menschen sollte eine furchtbare Enttäuschung erleben und auf eine Probe gestellt werden, die seit den Jahren 1914-18 das düsterste Bild darstellte.

Wir gehören zu den Optimisten und geben zu, nicht jene Entwicklung in Erwägung gezogen zu haben, die auch eintreten konnte und heute Europas Schicksalsstunde kennzeichnet: Heute, sieben Tage später, sind alle lichten Wolken, die auch wirklich am Himmel der europäischen Völker auftauchten, von schwersten Sturmwinden verdrängt worden. Wie war das möglich?

Als Antwort soll hier kurz die Entwicklung aufgezeichnet werden, die seit dem 21. September stattfand. Der Führer und Reichskanzler hatte mit dem englischen Premierminister Chamberlain in Godesberg die zweite Aussprache. Sie verlief genau wie die erste Begegnung auf dem Obersalzberg im Sinne des aufrichtigen Verständigungswillens zwischen beiden Staatsmännern. Noch während die Verhandlungen geführt wurden, trat aber in Prag ein Ereignis ein, das eine neue Sachfrage schuf: Nach dem Rücktritt der Regierung Hodza hatte der Präsident der Republik Benesch den ehemaligen Generalstabschef der tschechischen Armee Sirovy mit der Führung der neuen Regierung beauftragt und ihm mit erheblichen Vollmachten ausgestattet. Die erste Kundgebung der neuen tschechischen Regierung bestand in der Wiederbesetzung des gesamten sudetendeutschen Gebietes, aus dem vielfach bereits in den vergangenen Wochen das Militär wieder zurückgezogen worden war. Mit Tanks, Panzerwagen, schwerer und leichter Artillerie hielten die vollkommen kriegsmässig ausgerüsteten tschechischen Soldaten erneut ihren Einzug in das schwer heimgesuchte von Deutschen bewohnte Grenzland. Zur selben Stunde erfuhr die Welt, dass Staatspräsident Benesch die Mobilisierung der gesamten tschechoslowakischen Armee angeordnet hat. Begründet wurde die tschechische Massnahme mit der erlundenen Behauptung, dass die Besprechungen zwischen dem Führer und Chamberlain ergebnislos verlaufen und abgebrochen worden seien. In Wirklichkeit wurde dieser Trick nur unternommen, um die Entwicklung auf die Spitze zu treiben. Herr Benesch und Jan Sirovy wollten das Prestige zurückgewinnen, das sie durch Annahme des französisch-englischen Planes vor aller Welt angeblich verloren hatten.

Die neue Besetzung des sudetendeutschen Gebietes gestaltete sich für die gesamte deutsche Bevölkerung zu einem furchtbaren Ereignis. Die Nacht vom Freitag zum Sonnabend bedeutete für das Sudetendeutschtum gleichsam eine Wiederholung der geschichtlichen Bartholomäusnacht. Über 30 Todeopfer und Hunderte von Verletzten wurden gezählt, ganz abgesehen von den vielen Gefangenen, die von den tschechischen Soldaten sofort ins Landesinnere abtransportiert wurden. Die Bevölkerung, die sich nach der Annahme der Vermittlungsvorschläge der Westmächte durch Prag bereits im Besitze ihrer seit zwanzig Jahren erstrebten Freiheit glaubte, hatte in zahlreichen Orten schon den

Ordnungsdienst übernommen und war zur Abwehr jedes individuellen Terrors von ausländischen marxistischen Freibeutern übergegangen. Um so folgenschwerer nun die erneuten Zusammenstöße mit dem Militär. Gegen das wutentbrannte Vorgehen der Soldaten bestanden keine Wehrmöglichkeiten und so setzte ein ungeheurer Flüchtlingsstrom über die Reichsgrenze ein. Zehntausende überschritten von nun an Tag und Nacht die Grenze, Zehntausende verliessen Elternhaus und Heimat. Gewaltig stieg die Zahl der Vertriebenen und Geflüchteten im deutschen Grenzland zusehends und erreichte bereits am vergangenen Montag die furchtbare Höhe von nahezu 250.000.

Diese gänzlich unvorhergesehene Entwicklung, für die allein die tschechische Regierung verantwortlich ist, begann, als in Bad Godesberg noch die Besprechungen zur endgültigen Lösung der tschechischen Frage stattfanden. Es ist nur zu verständlich, dass Adolf Hitler, den die neuen Schreckensnachrichten aus dem Sudetenland zur selben Stunde erreichten, dem englischen Premierminister erklärte, dass die Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer Heimat möglichst bald ein Ende haben müsse. Zu diesem Zwecke überreichte er Chamberlain das Memorandum der deutschen Regierung, das an anderer Stelle dieser Folge unseres Blattes zum Abdruck gelangt. Beim genauen Lesen desselben wie des gleichfalls veröffentlichten Wortlautes des von Prag angenommenen englisch-französischen Vorschlages geht klar hervor, dass der deutsche Standpunkt sich grundsätzlich mit dem der Westmächte deckt und dass nur der Zeitpunkt der Räumung des Sudetenlandes durch die Tschechen genau festgelegt wurde, damit der Not und dem Elend der vertriebenen Deutschen ein schnelles Ende bereitet wird.

Und nun trat abermals eine Entwicklung ein, die sich förmlich überstürzte und die Europa tatsächlich in den Abgrund des Krieges geführt hat. Ministerpräsident Chamberlain war kaum nach London zurückgekehrt, als aus Frankreich schon die Meldungen einliefen, dass drei Reservistenjahrgänge an ihren Meldestellen zu erscheinen hätten. Truppenverschiebungen nach der Ostgrenze fanden statt und die Maginot-Linie wurde in Kriegsbereitschaft gebracht. Frankreich hat nebst der Tschechoslowakei die ersten Mobilisierungsmaßnahmen getroffen. Zwar reisten dann am Sonntag Ministerpräsident Daladier und Außenminister Bonnet noch einmal im Flugzeug nach London, um mit den englischen Ministern über die neue Sache zu beraten. Das Ergebnis der Besprechungen scheint indessen nur in der Absicht bestanden zu haben, sich der gegenseitigen Hilfeleistung in einem ersten europäischen Streitfall zu versichern. Ueber die Einstellung der Westmächte zum deutschen Memorandum verlautete nichts Genaueres. Man gab lediglich zu verstehen, dass Frankreich und England im Falle eines Angriffs der Tschechoslowakei zusammen mit Russland den Staat des Herrn Benesch unterstützen würden.

Für Prag bedeutete die veränderte Lage eine Rückenstärkung von nicht erwarteter Ausmasse: Die tschechische Regierung liess in London erklären, dass das deutsche Memorandum für sie durch und durch unannehmbar sei und dass die Tschechen bereit seien, zu kämpfen. Eine direkte Antwort an Deutschland ist von Prag aus noch nicht erfolgt. Der Führer hatte nämlich sein Memorandum Mr. Chamberlain übergeben, da-

mit dieser es gegebenenfalls mit entsprechendem Nachdruck der Prager Regierung unterbreite. Es ist nicht anzunehmen, dass bis zur gegenwärtigen Stunde von englischer Seite aus der tschechischen Regierung die Annahme der deutschen Forderungen empfohlen wurde. England und Frankreich empfinden scheinbar in Anbetracht des „mahnenden Weltgewissens“ keine Neigung, nochmals als „untreue Freunde der tapferen tschechischen Demokratie“ hingestellt zu werden. Sie meinen sicherlich, dass sie nicht noch mehr Prestige verlieren dürften, als in den bisherigen Verhandlungen über die Tschechoslowakei es der Fall gewesen ist.

Es folgte dann am Montagabend die grosse ausserpolitische Rede des Führers im Berliner Sportpalast, die mit den denkwürdigen Worten schloss: „Wir sind entschlossen! Herr Benesch hat jetzt zu wählen!“ Die Rede liess vor der ganzen Welt auch nicht die Spur eines Zweifels darüber, dass Deutschland am 2. Oktober die Heimat der Sudetendeutschen besetzen wird und das deutsche Land und seine Bevölkerung ins Reich führt. Die Worte des Führers und Reichskanzlers wurden diesmal überall so verstanden, wie sie gemeint waren. Man entnimmt das besonders den Kommentaren jüdischer Bolschewistentreue, die „weitab vom Schuss“ den Stab über das Reich brechen wollen. Gebe Gott, dass diesen und allen verwandten Elementen eine Rechnung quittiert würde, von der sie bisher vielleicht nur in nächtlichen Angstträumen eine Vorstellung gewannen!

Immerhin verdient auch die Feststellung einen besonderen Hinweis, wonach die Rede des Führers die internationale Lage keineswegs verschlimmert hat, sondern noch Möglichkeiten für eine friedliche Lösung aufzeigt. So ähnlich wird jedenfalls trotz aller kriegerischen Massnahmen, die auch in England im vollen Gange sind, dort bislang immer noch behauptet, und Herr Chamberlain hat in einer Rundfunkansprache am Dienstagabend sogar erklärt, dass er ein drittes Mal zum Führer reisen würde, um den europäischen Frieden zu bewahren. Hierzu wäre einzuwenden, dass wenn der europäische Frieden erhalten werden soll, England sowohl wie Frankreich in den letzten Stunden vor der Entscheidung mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln nicht auf den Führer, sondern auf den Herrn Benesch in Prag einwirken sollten, damit dieser der ganzen Welt gegenüber das Versprechen einlöse, das er erst vor einer Woche gab.

Auch Präsident Roosevelt hat sich bereits durch Ausrufe an den Führer und Herrn Benesch als Friedensstifter in Mitteleuropa einzuschalten versucht. Der Führer liess ihm noch im Laufe des Dienstags in einem ausführlichen Telegramm seine endgültige Stellungnahme unter Darlegung der Geschichte des tschechoslowakischen Nationalitätenstaates zugehen, der bekanntlich auch eines der Werke des Präsidenten Wilson ist. Inzwischen

hat auch Mussolini seine Reise durch Norditalien abgeschlossen und ist nach Rom zurückgekehrt. Auf zahlreichen Massenkundgebungen, in denen ihm das Volk zujubelte, wie selten zuvor, hat der Duce immer wieder die Lösung der tschechischen Frage gefordert. Auch er hat keinen Zweifel darüber gelassen, dass Herr Benesch nur durch Klugheit und Vernunft seine Republik retten und Europa und die Welt vor einem neuen Krieg bewahren kann. Er hat daneben eindeutig zu verstehen gegeben, dass Deutschland und Italien im Ernstfall Seite an Seite schreiten und streiten würden. Die Westmächte und Moskau haben nun nicht nur mit dem ideologischen Wert der Achse Rom-Berlin, sondern auch mit ihrem militärischen Wert zu rechnen. Mögen sie diese Achse nicht nur nach Technik und Vermögen und Rohstoffen werten, sondern auch nach dem Geist und dem unermessbaren Idealismus, der den beiden ältesten Kulturvölkern und jüngsten Nationen des alten Erdteils innewohnt.

Wir schreiben Mittwoch, den 28. September 1938. Noch sind drei Tage Zeit vorhanden, um das schlimmste Schicksal zu bannen, das die Menschen auf dieser Erde heimsuchen kann. Ganz gewiss sind noch nicht die letzten Worte von allen Beteiligten gesprochen. In 72 Stunden können noch ungeheuerliche Ueberraschungen eintreten. Die gegenwärtige Lage kann in derselben Zeit in jene grosse Hoffnung umschlagen, die vor sechs Tagen die Völker der Erde mit Zuversicht und Vertrauen erfüllte.

Wir haben sogar den Mut, an eine überraschende Wendung des schweren Geschehens zu glauben, das drohend über den Völkern lastet. Wir möchten — auch jeder anderen, dem deutschen Volke die schwersten Prüfungen auferlegende Entwicklung der Dinge und Tatsachen mit harter Entschlossenheit entgegenblickend — uns der Meinung anschliessen, die die „Essener Nationalzeitung“ vor einigen Tagen nach den Besprechungen in Godesberg mit den Worten festlegte: „Das, was in den letzten Tagen in der Tschechoslowakei geschehen ist, muss und wird von der europäischen Öffentlichkeit in jedem einzelnen Akt, einschliesslich der Terrorisierung in Sudetendeutschland, als ein ausgesprochener Versuch angesehen werden, einen europäischen Krieg um der Tschechoslowakei willen anzuzetteln. Der Versuch ist nicht geglückt und wird, was man nach den Godesberger Besprechungen mit einem fast an Sicherheit grenzenden Grad von Wahrscheinlichkeit erhoffen kann, auch im weiteren Verlauf der Ereignisse nicht glücken. Wenn in einer Woche das deutsche Volk, was nicht mehr (oder: immer noch nicht!) zu den Unmöglichkeiten gehört, ohne einen Schuss deutscher Soldaten die dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen im Grossdeutschen Reich begrüssen wird, so hat die Welt dieses einzig und allein dem staatsmännischen Genie und dem ohne Beispiel dastehenden Mut des Führers zu danken.“ E. P.

Aus dem Brief einer Sudetendeutschen

Wir waren zum Turnfest in Breslau. Es war ein großes historisches Geschehen, das jedem der es miterleben durfte, unvergesslich bleibt. Es läßt sich nicht schildern, man muß es erlebt haben. Ich habe das erste Mal den Führer gesehen! Wir haben alle geweint und weinen immer wieder, und genau so wie ich und alle die dort waren. Leider konnten wir nur auf zwei Tage hin, Samstag und Sonntag und wir waren nur hingefahren, um am Festzug teilnehmen zu können, da wir nur so Gelegenheit hatten, ganz nahe am Führer vorbeizukommen. Früh um 6 Uhr war Aufstellung. Und marschierte als SPP-Mitglied mit diesen in voller Uniform. Ich in meiner neuen Hergbergstrasse bei den Trachtengruppen der Sudetendeutschen. In vollster Ruhe marschierten wir mit erhobenem Arme und nur unsere Sprechhöre waren zu hören. „Wir wollen heim ins Reich! — Wir glauben an den Führer! — Ein Reich, ein Volk, ein Führer! — Euer Führer macht uns frei, hel uns bald aus der Tschechei!“ — Tausende und aberntausende umfingerten die Straßen oder besetzten die vielen 20 Meter hohen Tribünen. Da kamst es glauben, es hat fast alles geweint, als wir unsere Sprechhöre herfasen. Auf einer Tribüne saßen nur Offiziere, die uns in Sprechchor antworteten: Sudetendeutsche, bleibt treu mit Herz und Hand, denn ihr gehört zu Großdeutsches Land! So ging es stundenlang durch die Straßen. Um halbelf kamen wir auf den Schloßplatz, ein Fahnenmeer und ganz unten auf einer hohen Tribüne der Führer, neben ihm Konrad Henlein und der ganze Stab des Führers, Dr. Goebbels, Himmler, Ley, Seif-Inquart usw. Unsere Augen waren nur auf einen Punkt gerichtet, so marschierten wir den Riesensplatz entlang noch immer in

vollster Disziplin, vor uns die Egerländer, als erste, dann schon wir als zweite Trachtengruppe. Bis auf etwa 20 Meter vor der Tribüne ging alles gut, dann aber fing die Egerländer an zu laufen, nein zu rennen und wir gleich hinten nach und nun standen wir alle mit erhobenem Arme vor dem Führer und die ganz vorne stehenden hatten das Glück, vom Führer die Hand gereicht zu bekommen. In ein Weggehen war nicht zu denken, selbst die SS, richtete nichts aus, da der Führer ihnen ein Zeichen gab, nicht einzuschreiten. Erst dann als Henlein und von Schammer und Osten uns gut zuredeten, doch weiter zu gehen, gingen wir, allerdings nur ungern, in unsere Zwölferreihen zurück und marschierten weiter in die Straße der Auflösung. In den belebtesten Straßen und auf den vielen Plätzen standen auf 5 Meter Abstand links und rechts SS, und auch in dieser letzten Straße und fragten: „Habt ihr den Führer gesehen?“ Auf einmal fragten sie: „Wollt ihr den Führer noch einmal sehen?“ Ein einstimmiges „Ja“ antwortete, dann kam das Kommando „Mehrt euch“ und wir konnten nun noch einmal an dem Führer vorbei marschieren, allerdings diesmal in der zweiten Reihe. Es sind nämlich zu gleicher Zeit drei Anzüge verbeimarschiert, aber nur wir Trachtengruppen hatten den Vortritt, zweimal an den Führer vorbei zu dürfen. Während des ganzen Marsches wurden wir von der Bevölkerung mit allen denklichen Erfreulichkeiten versorgt, es regnete Bombons aus allen Fenstern. Als wir uns auflösten waren wir alle ganz zeitlos, wir wußten nicht, daß wir vier Stunden bei starker Sonne marschiert waren, wir waren glücklich und die Tränen rannen immer noch weiter.



Links:

Sudetendeutsche flüchten nach Deutschland. — Etwa 250.000 Sudetendeutsche haben bereits die Grenze überschritten, um der tschechischen Gewaltherrschaft zu entgehen. — Unser Bild zeigt: Geflüchtete Sudetendeutsche erzählen ausländischen Journalisten über die Zustände in ihrer Heimat.

Rechts:

Sudetendeutsches Freikorps gebildet. — In Scharen strömen die Sudetendeutschen zu ihrem Freikorps. — Unser Bild zeigt den Andrang bei einer der Meldestellen.



„Wie sind entschlossen! Heer Beneš hat jetzt zu wählen!“

Das letzte Wort des Führers zur tschechoslowakischen Frage am 26. November im Berliner Sportpalast

„Deutsche Volksgenossen und -genossinnen! Am 22. Februar habe ich vor den Reichstagsabgeordneten zum ersten Male die grundsätzliche Forderung unabdingbarer Art ausgesprochen. Damals hörte die Nation zu und hat mich verstanden. Ein Staatsmann hat dieses Verständnis nicht aufgebracht; er wurde beiseite und mein Versprechen von damals ist eingelöst. Zum zweitenmal sprach ich nun vor dem Reichsparteitag in Nürnberg über dieselbe Forderung. Wieder hörte die Nation diese Forderung. Heute trete ich nun vor Sie hin und spreche zum erstenmal vor dem Volke selbst, so wie in unserer großen Kampfzeit, und Sie wissen, was das bedeutet. Es darf nunmehr für die übrige Welt kein Zweifel mehr übrig bleiben: es spricht jetzt wie in jener Zeit nicht mehr ein Führer oder ein Mann, sondern das deutsche Volk! Und wenn ich jetzt Sprecher dieses deutschen Volkes bin, dann weiß ich, in dieser Stunde stimmt Wort für Wort dieses ganze Millionenvolk in meine Worte ein, bekräftigt sie und macht sie zu einem einzigen Schwarm. Mögen die anderen Staatsmänner überprüfen, ob das auch bei ihnen der Fall ist; die Frage, die uns in diesen letzten Monaten und manchen Wochen auf tiefste bewegte, ist Ihnen allen bekannt. Sie heißt gar nicht so sehr Tschechoslowakei — eigentlich heißt sie Herr Beneš. In diesem Namen vereinigt sich all das, das Millionen Menschen heute bewegt, was sie entweder verworfen läßt oder was sie mit einem fanatischen Entschluß erfüllt. Warum konnte diese Frage zu dieser Bedeutung emporsteigen?

„Meine Volksgenossen, ich will Ihnen ganz kurz, wie so oft früher, noch einmal das Wesen und Ziel der deutschen Außenpolitik wiederholen. Die deutsche Außenpolitik — zum Unterschied der Außenpolitik vieler demokratischer Staaten — ist weltanschaulich festgelegt und bedingt. Die Weltanschauung unseres Volkes, dieses neuen Dritten Reiches, ist ausgerichtet auf Erhaltung und Daseinsicherung unseres deutschen Volkes. Wir haben keine Interessen, andere Völker zu unterdrücken; wie wir ihnen überhaupt nicht, andere Völker unter uns zu sehen. Wir wollen nach unserer Fassung irrenden und von Fall zu Fall bestimmte — diese, im Wesen unserer Weltanschauung — ich darf wohl sagen, raffisch bedingte — Auffassung führt zu einer Beschränkung und Beschränkung unserer Außenpolitik, das heißt, unsere außenpolitischen Ziele sind keine unbegrenzten oder herumzirkulierenden und von Fall zu Fall bestimmte — sie sind festgelegt im Entschluß, dem deutschen Volk zu dienen, es auf dieser Welt zu erhalten und für sein Dasein einzutreten.

„Wie ist nun heute die Lage? Sie wissen, daß man einst unter dem Motto: „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ das deutsche Volk mit dem Glanzen an überstaatliche Hilfe erfüllte und es damit verzichtete ließ auf die Anwendung seiner eigenen Kraft bis zum allerletzten. Sie wissen, daß dieser schwache deutsche Glaube von damals aufs schmachlichste hintergangen wurde; Sie wissen, daß das Ergebnis der Vertrag von Versailles war, und Sie alle wissen nach, welche furchtbare Folgen dieser Vertrag hatte. Es ist Ihnen noch in Erinnerung, wie man unserem Volke damals die Waffen weggestohlen hat und wie man das waffenlose Volk dann später mißhandelte. Sie kennen dieses furchtbare Schicksal, das uns dann in anderthalb Jahrzehnten getroffen und verfolgt hat, und Sie wissen, daß, wenn Deutschland nun heute trotzdem wieder groß geworden ist, wenn es frei und damit stark geworden ist, Sie wissen, daß es dies ausschließlich seiner eigenen Kraft zu verdanken hat. Die Umwelt hat dazu nicht beigetragen! Sie hat verflucht, solange es ging, uns zu erpressen und zu unterdrücken. Aus dem eigenen deutschen Volk ist endlich die Kraft erwachsen, dieses unwürdige Dasein zu beenden, dem deutschen Volk wieder den Weg zu weisen, der eines freien Volkes würdig ist.

„Trotzdem wir nun heute aus eigener Kraft wieder frei und stark geworden sind, bewegt uns kein Haß gegen andere Nationen. Wir wollen nicht nachtragen, was war, denn wir wissen: auch die Völker sind ja nicht dafür verantwortlich zu machen. Es ist ein kleiner, gewissenloser Klüngel internationaler Profit- und Geschäftemacher, die nicht davor zurückzucken, wenn notwendig, ganze Völker in den Dienst ihrer gemeinen Interessen zu stellen. Wir tragen keinen Haß gegen diese Umwelt in uns und haben dies auch bewiesen. Die deutsche Friedensliebe ist durch Tatsachen erhärtet. Wir haben kaum mit der Wiederherstellung der deutschen Gleichberechtigung begonnen, da schlug ich als sichtbares Zeichen des Verzichts auf jede sogenannte Revanche der anderen Welt eine Reihe von Abkommen vor. Sie lagen in der Linie einer Begrenzung der Rüstungen. Mein erster Vorschlag: „Deutschland verlangt unter allen Umständen die Gleichberechtigung, allein es ist bereit, wenn die anderen Völker dasselbe tun, überhaupt auf jede weitere Wehr- und Waffe zu verzichten. Allgemein: Abrüstung, wenn es notwen-

dig ist, bis zum letzten Maschinengewehr.“ Man nahm das überhaupt nicht einmal zum Anlaß, um auch nur darüber zu diskutieren. Es kam dann der zweite Vorschlag: „Deutschland ist bereit, seine Armee genau wie die anderen Staaten auf 200.000 Mann zu begrenzen und mit derselben Bewaffnung wie die anderen.“ Auch das wurde abgelehnt. „Deutschland — ein weiterer Vorschlag — ist bereit, wenn die anderen es wollen, auf alle schweren Waffen, die sogenannten Angriffswaffen zu verzichten, auf Tanks und Bombenflugzeuge, ja, wenn nötig, überhaupt auf Flugzeuge, auf schwere und auf schwere Artillerie.“ — man hat es abgelehnt. Ich ging weiter, ich schlug nun vor eine internationale Regelung mit einem 500.000-Mann-Heer, wieder gleich für alle europäischen Staaten, es wurde abgelehnt. Ich machte den weiteren Vorschlag, wenigstens die Beschränkung der Luftflotte, Beseitigung des Bombenabwurfs, absolute Beseitigung des Giftgaskrieges, Sicherung der Heimat, der nicht mehr in der Kampflinie liegenden Gebiete, Beseitigung wenigstens der schwersten Artillerie, Beseitigung schwerer Tanks — auch das wurde abgelehnt, es war alles umsonst.

„Nachdem ich zwei Jahre lang so Angebot um Angebot der Welt gemacht habe und immer nur Ablehnung auf Ablehnung erhielt, gab ich den Befehl, die deutsche Wehrmacht in den Stand zu setzen, den zu erreichen uns möglich sein würde. Und jetzt kann ich ja offen gesehen, wir haben nun allerdings eine Aufrüstung vollzogen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Ich habe erst Waffenlosigkeit angeboten, solange es irgend ging. Nachdem man das ablehnte, habe ich allerdings dann keinen halben Entschluß mehr gefaßt. Hier bin ich Nationalsozialist und alter deutscher Frontsoldat; wenn sie die Welt ohne Waffen nicht wollen, gut, — dann deutsches Volk, trage du jetzt deine Waffen. Ich habe nun in diesen fünf Jahren tatsächlich gerüstet. Ich habe die Milliarden dafür verwendet, das muß das deutsche Volk jetzt wissen. Ich habe ein neues Heer aufgebaut mit den modernsten Waffen, die es gibt. Ich habe meinem Freund Göring den Befehl gegeben, schaffe Du jetzt eine Luftwaffe, die Deutschland schützt vor jedem Luftangriff. Und so haben wir eine Wehrmacht aufgebaut, auf die heute das deutsche Volk stolz sein kann und die die Welt respektieren wird, wenn sie jemals in Erscheinung tritt. Wir haben uns die beste Luftabwehr geschaffen und die beste Tankabwehr, die es in der Welt gibt.

„Es ist in diesen fünf Jahren nun gearbeitet worden, Tag und Nacht; auf einem einzigen Gebiet ist es mir nicht gelungen, eine Verständigung herbeizuführen. Ich werde darauf noch zu sprechen kommen. Trotzdem aber habe ich die Gedanken meiner einjährigen Rüstungsbeschränkungs- oder Abrüstungspolitik politisch weiter durchgeführt.“ Ich habe in diesen Jahren wirklich eine praktische Friedenspolitik betrieben. Ich bin an alle scheinbar unlösbaren Probleme herangegangen mit dem festen Willen, wenn irgend möglich, sie friedlich zu lösen, selbst auf die Gefahr hin, mehr oder weniger schwerer deutscher Verzichte hin. Ich bin selbst deutscher Frontsoldat und weiß, wie schwer der Krieg ist. Ich wollte dem deutschen Volk das ersparen. Ich habe daher Problem um Problem angefaßt in diesen Jahren, um dem festen Voratz, alles zu versuchen, um eine friedliche Lösung zu ermöglichen. Das schwierigste Problem, das ich vorfand, meine Volksgenossen, war das deutsch-polnische Verhältnis. Wir liefen Gefahr, uns hier allmählich in eine, sagen wir, fanatische Hysterie hineinzustürzen. Es bestand die Gefahr, daß hier so eine Vorstellung wie Erbfeindschaft von unserem Volke und wohl auch vom polnischen Volke Besitz ergreifen würde. Dem wollte ich vorbeugen. Ich weiß genau, daß mir das nicht gelungen wäre, wenn damals in Polen eine Demokratie westlicher Verfassung vorhanden gewesen wäre. Denn diese friedensphrasentriefenden Demokratien sind die blutigsten Kriegsheber. In Polen war nun keine Demokratie da, sondern ein Mann. Mit ihm gelang es in knapp einem Jahr ein Übereinkommen zu erzielen, das zunächst auf die Dauer von 10 Jahren grundsätzlich die Gefahr jeden Zusammenstoßes beseitigte. Wir alle sind entschlossen und auch überzeugt, daß dieses Abkommen eine dauernde Befriedung mit sich bringen wird. Denn die Probleme sind in acht Jahren keine anderen als jetzt. Wir sehen es ein: Wir sind zwei Völker; sie werden leben, keines kann das andere beseitigen. Wir sehen es ein: Da ist ein Staat von 33 Millionen Menschen, er wird immer den Zugang zum Meere erstreben. Es mußte hier ein Weg der Verständigung gefunden werden, und er ist gefunden worden, und er wird

immer mehr und weiter ausgebaut. Gewiß, da unten stoßen sich im Raume hart die Sachen. Da streiten sich noch die Nationalitäten in kleinen Gruppen miteinander. Aber das entscheidende ist, die beiden Staatsführungen und alle vernünftigen und einsichtigen Menschen in beiden Ländern haben den festen Willen und festen Entschluß, das gegenseitige Verhältnis immer mehr zu verbessern.

„Es war eine große Tat und eine wirkliche Friedensstat von mir, die mehr wert ist, als das ganze Geschwätz des Genfer Völkerbundspalastes. Ich habe in dieser Zeit nun verzichtet, auch mit anderen Nationen allmählich gute und dauernde Verhältnisse herbeizuführen. Wir haben Garantien gegeben für die Staaten im Westen. Wir haben allen unseren Anrainern die Unversehrtheit ihres Gebietes von Deutschland aus zugesichert. Das ist keine Phrase, es ist unser guter Wille, daß wir keine Interessen haben, den Frieden zu brechen. Wir wollen von diesen Völkern gar nichts. Tatsache ist, daß diese unsere Angebote auch auf steigende Annahme, auf eine Welle von Verständnis stießen. Allmählich lösten sich mehr und mehr die Völker von jener manfrichtigen Verpflichtung, die nicht zu einer Politik des Friedens verpflichtet, sondern zur Kriegsverpflichtung führt. Sie lösten sich davon und begannen, die Probleme nüchtern zu sehen; sie sind verständigungsbereit und friedenswillig. Ich bin weitergegangen. Wir haben England die Hand geboten. Ich habe freiwillig verzichtet, jenseits mit England in Flossenkonkurrenz einzutreten, um dem britischen Reich das Gefühl der Sicherheit zu geben, nicht etwa weil wir nicht mehr würden bauen können — darüber soll man sich keinen Täuschungen hingeben — sondern ausschließlich nur aus dem Grunde, um zwischen beiden Völkern einen dauerhaften Frieden zu sichern. Freilich ist eine Voraussetzung: es geht nicht an, daß der eine Teil sagt: ich werde mit dir nie wieder Krieg führen, und zwar habe ich mich deshalb auf die vereinbarten 35 Prozent beschränkt, und der andere Teil erklärt von Zeit zu Zeit: ich werde Krieg führen, wenn es mir paßt. Das geht nicht! So ein Abkommen ist nur dann erfüllt, wenn beide Völker sich in die Hand verpacken, keinen Krieg mehr miteinander führen zu wollen. Deutschland hat dies versichert. Wir alle wollen hoffen, daß im englischen Volk diejenigen die Überhand bekommen, die gleichen guten Willens sind.

„Ich bin weiter gegangen. Ich habe Frankreich sofort erklärt: nach der Rückgabe des Saargebietes an Deutschland, die durch Abstimmung entschieden werden soll, gibt es überhaupt keine Differenzen mehr zwischen Frankreich und uns. Die Elsaß-Lothringische Frage existiert für uns nicht mehr. Ganz sicher, dieses Volk ist in den letzten Jahren nicht gefragt worden um sein eigenes Schicksal. Wir haben das Empfinden, daß dieses Volk am glücklichsten ist, daß die Bewohner dieses Gebietes am freudlichsten sind, wenn um sie nicht wieder gekämpft wird. Wir wollen keinen Krieg mehr mit Frankreich. Wir wollen von Frankreich nichts, gar nichts. Und als das Saargebiet dann unter Bestätigung der loyalen Ansetzung der Vertreter Frankreichs zum Reich zurückgekehrt war, habe ich feierlich versichert: nunmehr sind alle

territorialen Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich bereinigt. Es gibt überhaupt keine Differenzen mehr zwischen uns. Hier sind zwei große Völker, die nur arbeiten und leben wollen. Und sie leben am besten, wenn sie zusammenarbeiten.

„Ich habe mich nach diesem einmaligen Verzicht einem weiteren Problem zugewandt, das leichter zu lösen war, da eine weltanschaulich gemeinsame Basis die Voraussetzung für gegenseitiges Verstehen liefert: das Verhältnis Deutschland-Italien. Gewiß, diese Lösung ist nur zu einem Teil mein Verdienst, zum anderen Teil das Verdienst des großen Mannes, den das italienische Volk das Glück hat, als seinen Führer zu besitzen: mein großer Freund Benito Mussolini. Dieses Verhältnis hat die Sphäre einer rein wirtschaftlichen oder politischen Zweckmäßigkeit längst verlassen und ist über Verträge und Bündnisse hinweg zu einem wirklichen Herzensbund geworden. Es hat sich hier eine Nähe gebildet, die durch zwei Völker dargestellt wird, die beide weltanschaulich und politisch sich in einer engen, unlässbaren Freundschaft befinden. Auch habe ich einen endgültigen, einmaligen Schritt vollzogen, auch in der Überzeugung der Verantwortung vor meinen Mitbürgern. Ich habe ein Problem aus der Welt geschafft, das für uns eben jetzt überhaupt nicht mehr existiert, es schmerzlich das vielleicht für den Einzelnen sein mag, aber über allem steht letzten Endes doch das Gesamtinteresse unseres Volkes. Dieses Interesse heißt im Frieden arbeiten zu können. Und das ist nicht eine unbeweisbare Phrase, sondern wird durch Tatsachen erhärtet, die kein demokratischer Eigner bejätigen kann.

„Zwei Probleme waren übrig geblieben. Hier muß ich allerdings einen Vorbehalt machen. Tschu Millionen Deutsche befanden sich außerhalb der Reichsgrenzen in zwei großen geschlossenen Siedlungsgebieten: Deutsche, die zum Reich als ihrer Heimat zurückwollten. Diese Zahl von 10 Millionen stellte keine Kleinheit dar. Es handelt sich um ein Viertel jener Zahl, die Frankreich als Einwohner besitzt. Und wenn Frankreich über 40 Jahre seinen Anspruch nicht aufgegeben hat auf die wenigen Millionen Franzosen in Elsaß-Lothringen, dann haben wir vor Gott und aller Welt einen Anspruch und ein Recht auf diese 10 Millionen. Und irgendwann gibt es eine Grenze, meine Volksgenossen, eine Grenze, in der die Nachgiebigkeit aufhören muß, weil sie sonst zur verderblichen Schwäche würde. Ich hätte kein Recht, vor der deutschen Geschichte zu bestehen, wenn ich 10 Millionen einfach gleichgültig preisgeben wollte. Ich hätte dann auch kein moralisches Recht, der Führer des deutschen Volkes zu sein. Ich habe an Opfern des Verzichts genug auf mich genommen. Hier war die Grenze, über die ich nicht hinweggehen konnte. Wie richtig das war, wurde bewiesen durch das Bekenntnis, wie es sich die andere Welt sicher nicht erhofft hatte. Allein wir haben es ja erlebt. Für Demokratie ist in dem Augenblick eine Volksabstimmung überflüssig oder sogar verderblich, wenn sie nicht zu dem Resultat führt, das sie sich erhofft hatten. Trotzdem, dieses Problem wurde gelöst und zum Glück des ganzen großen deutschen Volkes.

Und es steht nun vor uns das letzte Problem, das gelöst werden muß und gelöst werden wird. Es ist die letzte Territorialforderung, die ich in Europa zu stellen habe.

Aber sie ist die Forderung, von der ich nicht abgehen und die ich verwirklichen werde. Die Geschichte dieses Problems: 1918 wurde nach dem guten Selbstbestimmungsrecht der Völker Mitteleuropa zerissen und von einigen sogenannten Staatsmännern nengestaltet. Ohne Rücksicht auf Historie und ohne Rücksicht auf die Herkunft der Völker, auf ihr nationales Wesen, auf ihre wirtschaftlichen Notwendigkeiten, hat man damals Mitteleuropa atomisiert und willkürlich sogenannte neue Staaten gebildet. Dem verdankt die Tschechoslowakei ihre Existenz. Dieser tschechische Staat begann mit einer einzigen ersten Lüge. Der Vater dieser damaligen ersten Lüge hieß Beneš. Dieser Herr Beneš trat damals in Versailles auf und versicherte zunächst, daß es eine tschechoslowakische Nation gäbe. Er durfte diese Lüge erfinden, um seiner dürftigen Zahl eigener Volksgenossen einen etwas größeren und damit berechtigteren Umfang zu geben, und die in geographischen und völkischen Hinsichten stets nicht ganz ausreichend unterrichteten angelsächsischen Staatsmänner haben es damals nicht für notwendig gefunden, alle diese Behauptungen des Herrn Beneš nachzuprüfen, denn sonst hätten sie gleich festgestellt können, daß es zunächst eine tschechoslowakische Nation nicht geben kann, sondern daß es Tschechen gibt und Slowaken, und daß die Slowaken von den Tschechen nichts wissen wollen. So haben nun diese Tschechen zunächst durch Herrn

Beneš die Slowakei annektiert. Da dieser Staat nicht lebensfähig schien, nahm man kurzerhand auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes und des Selbstbestimmungswillens 3 1/2 Millionen Deutsche hinzu. Da auch das nicht genügte, mußten noch über eine Million Magyaren herangezogen werden, dann Karpathenrussen und endlich noch ein paar hunderttausend Polen. So ist dieser Staat entstanden, der sich später dann Tschechoslowakei nannte entgegen dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, entgegen dem klaren Wunsch und Willen der veragewaltigten Nationalitäten. Wenn ich jetzt vor Ihnen spreche, dann empfinde ich selbstverständlich das Schicksal aller Unterdrückten, — ich empfinde mit dem Schicksal der Ungarn, der Slowaken, der Polen und der Ukrainer — Sprecher bin ich natürlich nur für das Schicksal meiner Deutschen. Als Herr Beneš damals diesen Staat zusammenschlug, da versprach er feierlich, ihn in Kantone einzuteilen, denn es gab unter den demokratischen Staaten einige, die doch Gewissensbisse empfanden. Wir wissen nun alle, wie Herr Beneš diese Kantonisierung gelöst hat. Es begann nun ein Terrorregime. Schon damals versuchten die Deutschen gegen diese willkürliche Vergewaltigung zu protestieren. Sie wurden zusammengeschossen, und seitdem setzte nun ein Anzuchtungskrieg ein. In diesen Jahren der friedlichen Entwicklung der Tschechoslowakei mußten nahezu 600.000 Deutsche die

(Schluß auf Seite 15.)

Bilder zu den Ereignissen in der Tschechoslowakei



Die sudetendeutsche Delegation, die Runciman aufsuchte. — Die sudetendeutsche Delegation, welche die Besprechungen mit Lord Runciman führte. Von links nach rechts: Dr. Sebekowsky, Dr. Schicketanz, Peters, Kündt und Rosche.

normiertpreis 2 KC

Die Zeit
Sudetendeutsches Tagblatt

6. Jahrgang Dienstag, 14. September 1938 Seite 276

„Die Zeit“ wird vorläufig nicht erscheinen

Die Proteste gegen die noch verschärften Zensurverfügungen

Standrecht über acht Bezirke
Eger, Neudach, Raaden, Katschbad, Falkenau, Přepeň, Elbogen, Böh.-Arumau

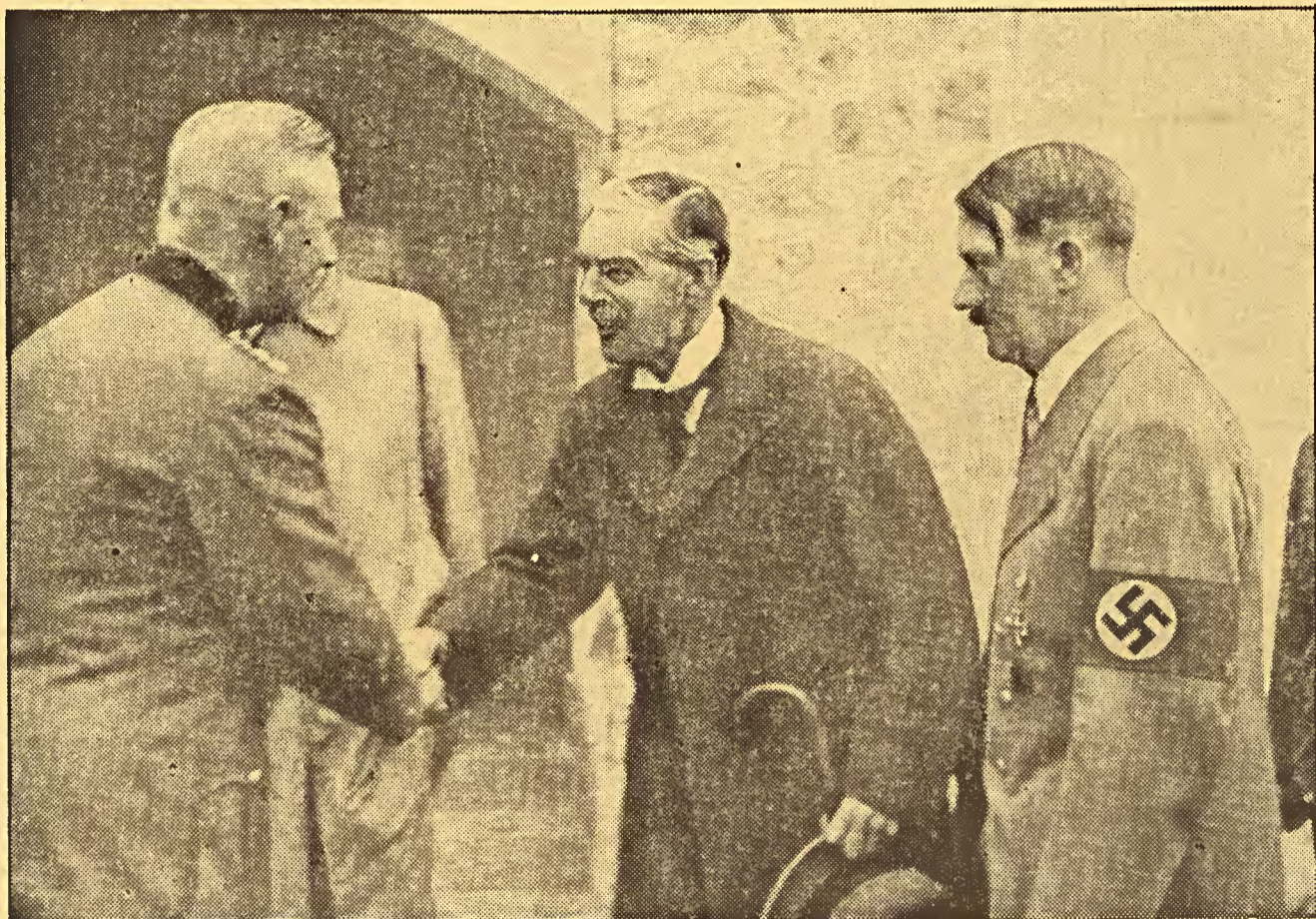
Die letzte Ausgabe der „Zeit“. — Aus Protest gegen die verschärfte Prager Pressezensur, die, wie die Ankündigung der „Zeit“ erklärt, eine wahrheitsgemäße Berichterstattung über die Entwicklung der innerpolitischen Lage vollständig unterbindet, hat das bereits mehrere Jahre existierende Organ der Sudetendeutschen sein Erscheinen eingestellt. Als Überschrift der letzten vom wütenden Zensurstift gelichteten Ausgabe kann man noch lesen: „Standrecht über acht Bezirke“.



Der britische Premierminister Neville Chamberlain, der mit dem Führer die historischen Aussprachen auf dem Obersalzberg und in Godesberg hatte.



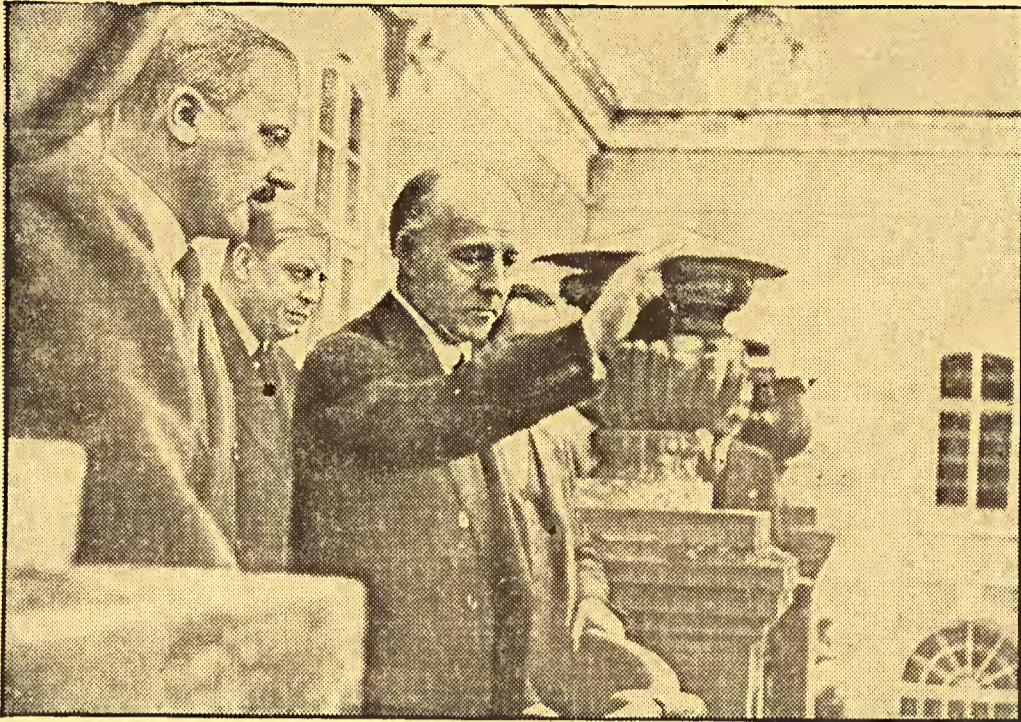
Hoch in der Hand — den Gummiknüppel. — In Eger kam es durch eine Provokationstakt tschechischer Motorradfahrer zu Zwischenfällen, bei denen mehrere Sudetendeutsche schwer verletzt wurden. — Senator Frank zeigt seine Legitimation. Daneben ein Polizist. In der Hand schwingt er das Symbol des tschechischen Regimes, den Gummiknüppel.



Premierminister Chamberlain beim Führer auf dem Berghof. — Der britische Premierminister, Sir Neville Chamberlain, bei seiner Ankunft auf dem Obersalzberg zu seiner Besprechung mit dem Führer und Reichskanzler. Links: Generaloberst Keitel.



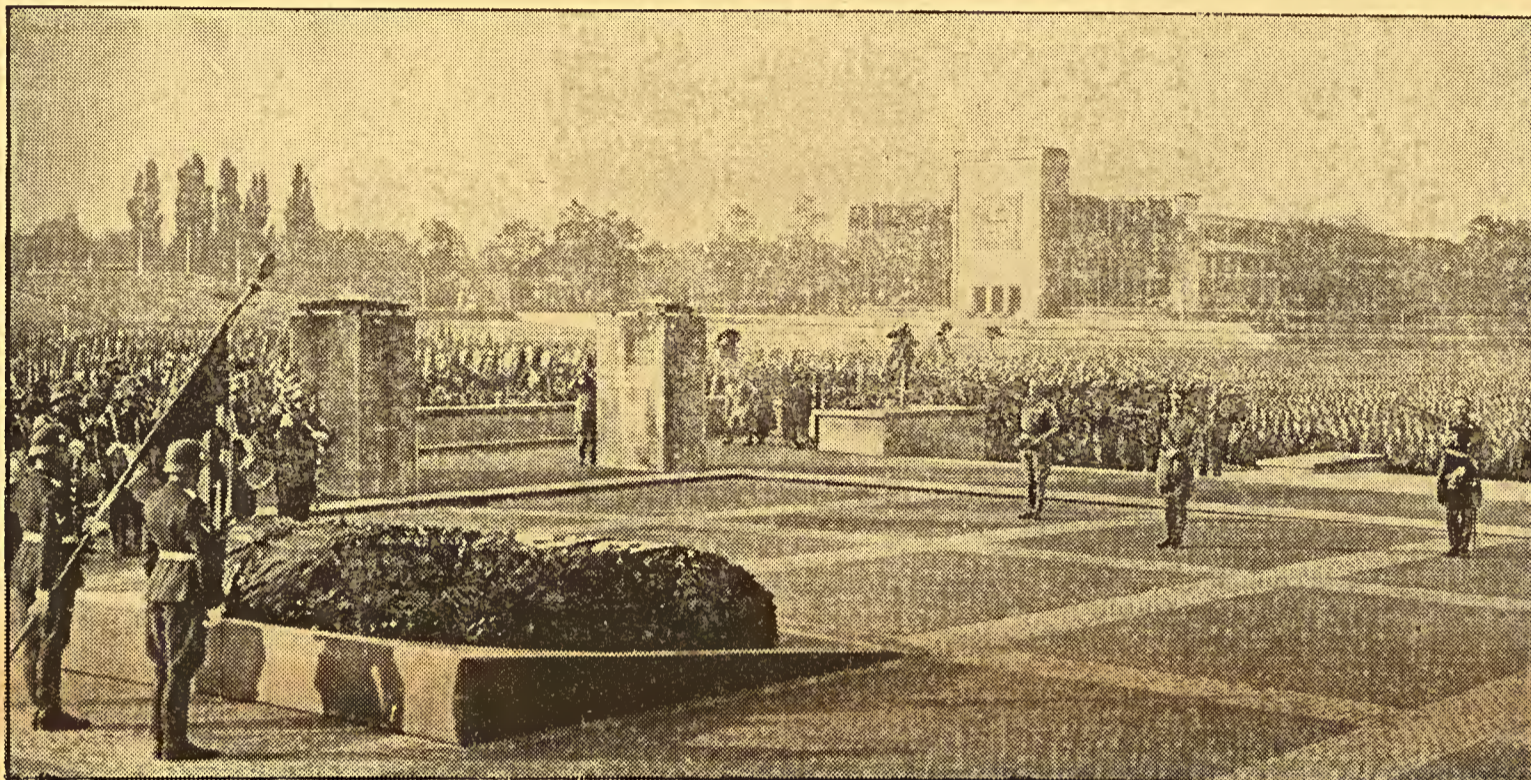
Mit aufgepflanztem Bajonett patrouillieren Gendarmen durch die sudetendeutsche Stadt Eger.



Lord Runciman grüsst die Sudetendeutschen. — Lord Runciman grüsst vom Balkon des Schlosses Petersburg des Grafen Czernin die im Schlosspark an ihm vorbeimarschierenden Sudetendeutschen. — Eine Abordnung der Sudetendeutschen Partei unter Führung des Kreisleiters Abgeordneten Wollner unterrichtete den seinerzeit zum Wochenende auf Schloss Petersburg weilenden Lord Runciman über die jüngsten Zwischenfälle im sudetend. Gebiet.



Dem Terror entronnen. — In den ersten Tagen überschritten 9000 Sudetendeutsche, die die Verfolgungen und die Pein der tschechischen Soldateska und Kommunisten nicht länger ertragen konnten, die Grenze und retteten sich mit dem Nötigsten, manchmal war es das nackte Leben, auf reichsdeutsches Gebiet.



Zum Gedenken der Toten. — Der grosse Appell im Luitpold-Hain, Der Führer mit Stabschef Lutze (links) und Reichsführer SS, Himmler.

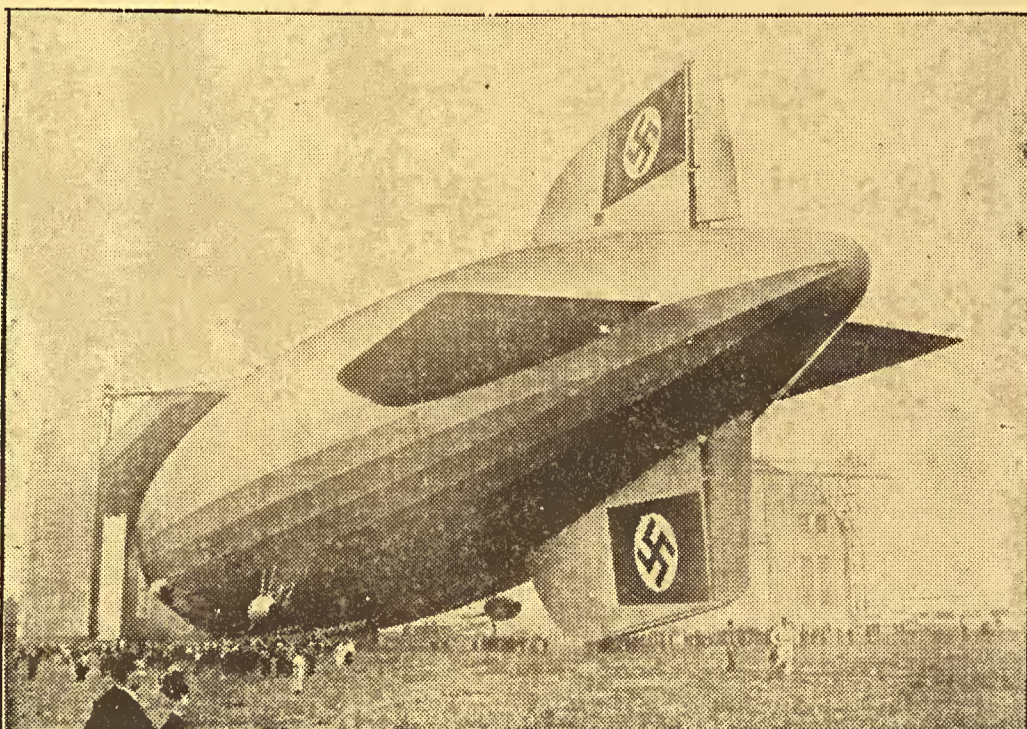
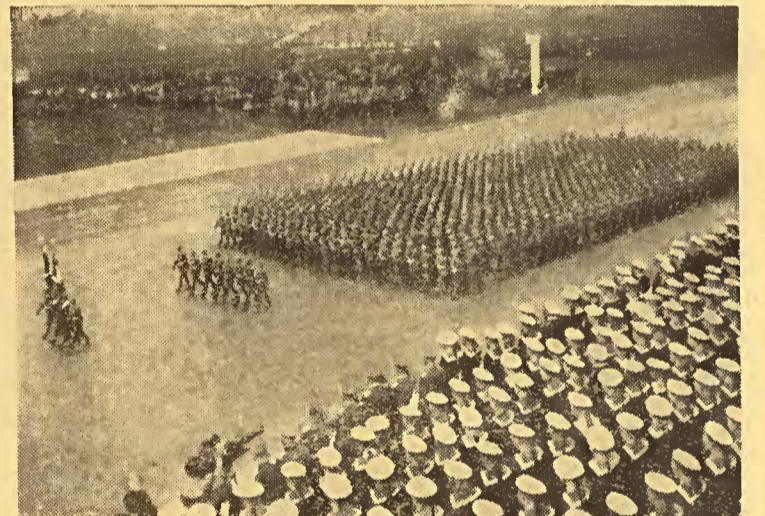


Der grosse Appell der Kampfformationen der Partei im Luitpoldhain in Nürnberg. — Der Führer nimmt die Weihe von Standarten vor, Rechts die Blutahne vom 9. Nov. 1923.



Links: Reichsparteitag Grossdeutschlands. — Am 7. 9. fand auf der Zeppelinwiese der grosse Aufmarsch des Reichsarbeitsdienstes auf der Zeppelinwiese statt, an dem 40.000 Arbeitsmänner und 2000 Arbeitsmädchen teilnahmen. — Unser Bild zeigt den Führer im Gespräch mit Arbeitsdienstführerinnen.

Rechts: Die Wehrmacht auf dem Reichsparteitag in Nürnberg 1938. — Einen grossartigen Abschluss des 10. Reichsparteitages bildete die Parade aller Waffengattungen vor dem Führer auf der Zeppelinwiese in Nürnberg. — Unser Bild zeigt die Parade der Soldaten der Luftwaffe vor dem Führer.



Das neue deutsche Luftschiff „LZ 130“ hat bereits mehrere erfolgreiche Probefahrten durchgeführt. — Das Luftschiff verlässt die Halle.



Die Tribüne mit den Ehrengästen. — Erster von rechts Reichsstatthalter Dr. Seyss-Quardt, dritter von rechts Konrad Henlein, Generaladmiral Raeder, Reichsminister Ohnesorge und Reichsminister Dr. Lammers.

Die Deutsche Frau

Bekenntnis der Frauen zu Führer und Reich Rede der Reichsfrauenführerin Frau Scholz-Klink

Mit zu den schönsten und eindrucksvollsten Veranstaltungen der Reichsparteitage gehört stets die große Kundgebung der NS-Frauenchaft in der Kongreßhalle. Auch in diesem Jahre gestaltete sich diese gewaltige Kundgebung am Freitagnachmittag zu einem gewaltigen Bekenntnis der deutschen Frauen zu Führer, Volk und Reich.

Fast 50 000 deutsche Frauen füllten die Kongreßhalle bis auf den letzten Platz. Unter ihnen fallen besonders die Jugendgruppen der NS-Frauenchaft mit ihren bei dieser Veranstaltung zum ersten Male geeigneten fleidamen schwarzen Kostümen und weißen Blusen auf, ferner die schmucken Trachten der weiblichen Mitglieder der Arbeitsfront und des W.M., sowie die erdbräunten Uniformen der Arbeitsmädchen. Das ganze Bild wird hant belebt durch die zahlreichen Trachtengruppen, die die Mannigfaltigkeit der deutschen Gane widerspiegeln.

Beifall ertlingt, als die Ehrenabteilungen der verschiedenen Frauenorganisationen durch den breiten Mittelgang einziehen. Unter ihnen werden mit besonderer Herzlichkeit begrüßt die zahlreichen Trachtengruppen aus der Ostmark, die Tirolerinnen und die Mädel aus der Steiermark, die Wienerinnen und die Frauen aus Kärnten mit bunten Mieder und Kallensböcken, niedlichen Häubchen und ihrem festlichen Haarschmuck — immer wieder neuer Jubel.

Dann trifft die Reichsfrauenführerin Frau Scholz-Klink ein, von den Frauen durch lebhaftes Heilrufen begrüßt. Die Kundgebung beginnt mit dem Ersten Satz der 5. Sinfonie Ludwig van Beethovens, gespielt vom NS-Reichs-Sinfonie-Orchester unter der Stabführung des Kapellmeisters Klotz.

Im Namen der Reichsfrauenführerin begrüßt dann Reichsamtseiler Hilgenfeldt die ausländischen Gäste sowie die Vertreter von Partei, Staat und Wehrheit. „Unser besonderer Gruß gilt den neu hinzugekommenen Frauen aus der Ostmark, deren Leiden und innere Haltung auf dem Wege heim ins Reich uns alle mit Bewunderung und Respekt erfüllt.“ Dann eröffnete er die 5. Sondersitzung der NS-Frauenchaft im Rahmen des 10. Reichsparteitages. Stehend singen die Anwesenden das Lied „Uns war das Los gegeben, ein freies Volk zu sein“.

Darauf nimmt die Reichsfrauenführerin Frau Scholz-Klink das Wort.

Die Reichsfrauenführerin spricht.

Die Reichsfrauenführerin begrüßt zu Beginn ihrer Rede die Frauen der deutschen Ostmark. Die diesjährige Frauenkundgebung sei, sagte sie, nicht in erster Linie unter die formale Berichterstattung gestellt, sondern es solle der Versuch gemacht werden, das, was zu sagen sei, unter einem Gedanken zu sehen, der als Gebot der Stunde über uns allen steht und uns mahnt: Tradition heißt nicht Stillstand, sondern Verpflichtung.

Je gründlicher wir in unseres Volkes Geschichte zurückzublicken, um so eindringlicher kommt es uns zum Bewußtsein, daß allein die treibende Kraft des Glaubens unser Volk bis auf den heutigen Tag erhalten hat und daß unsere schwächsten und beschämtesten Stunden immer die gewesen sind, in denen der Glaube an Deutschland unter uns selbst nicht genügend selbstlose Kämpfer mehr fand. Wer vom Glauben spricht und den Einsatz verweigert, redet leeres Geschwätz. Das Gesicht unserer Nation aber, wie es in die Geschichte eingegangen ist, ist über alle wechselvollen Schicksale hinweg immer geformt worden von Menschen, die sich für ihren Glauben an die Größe dieses Volkes innerlich und äußerlich verzehrten. Immer wieder hat uns das Schicksal Menschen geschenkt, die nach der Sehnsucht nach einem einigen großen Deutschen Reich auf den verschiedensten Kampfplätzen gemungen und die brennende Fackel ihres Glaubens an die nächste Generation weitergegeben haben. Wenn immer wieder Glaube im Volke den Einsatz und die Hingabe einzelner forderte, dann muß er in unseren Tagen unter unserem Führer freudigsten Einsatz und Hingabe einer ganzen Nation bedeuten.

Damit kommen wir zu dem Rechtsanspruch, den das Schicksal an die Gemeinschaft unserer Nation stellen kann, nachdem es uns einen solchen Führer schenkte. Weil es unserem Führer gelungen ist, uns alle durch seine Haltung, seine Lehren und seine Offenbarung den Glauben und das geschichtliche Bewußtsein von der Kraft unserer Nation zum eigenen Erleben werden zu lassen, kann er von uns den Einsatz dieser Kraft verlangen.

Diese Forderung kann in den schwierigsten Jahren keinen Halt machen vor irgendeinem Stand oder einer Altersschicht, wenn einem bewußt wird, daß wir zum ersten Male ein deutsches Reich und einen Geist hinterlassen wollen, in dem auf wirtschaftlichen, geistigen und seelischen Gebiet ein in sich gesichertes, in sich ausgeglichenes und

seiner Eigenart stolz bewußtes Volk leben soll.

Daß die junge Generation ganz besonders in diesen Gemeinschaftsweg hineingestellt werden muß, ist eine selbstverständliche Sache, die auch mit der Bereitwilligkeit opferfreudiger Herzen aufgenommen wird.

Mit starkem Beifall wurde die Mitteilung der Reichsfrauenführerin aufgenommen, daß bereits heute, knapp drei Monate nach Inkrafttreten der Verordnung über den Frauenhilfsdienst, 5000 Mädel einsehbar sind.

„Eins müssen wir allerdings gerade bei dieser Gelegenheit einigen Müttern sagen“, erklärte die Reichsfrauenführerin. „Wenn deine Tochter diese Wege gehen will oder auch muß, dann stelle dich nicht mit Aufschauungen dazwischen, die weder dir noch deiner Tochter Ehre machen, und die da etwa lauter in Form einer Zeitungsanzeige: Stellung zur Ableistung des Pflichtjahres für meine Tochter gesucht, Bedingung: Zentralheizung, fließend warmes Wasser, keine Kinder!“

Wenn ein Volk nach einer Weltanschauung lebt, die den Glauben an die Zukunft auf ihre Fahnen geschrieben hat, und dieses Volk alles tut, um mit der Hingabe bester Kräfte diese Zukunft zu sichern, dann haben die Quellen dieser Zukunft das erste Anrecht auf Schutz und Hilfe, nämlich die Mütter, die viele Kinder haben. Deshalb sollte gerade deine Tochter, die vielleicht als einzige aufgewachsen ist, diesen Aufgabenkreis einmal kennenlernen, damit sie reicher und vielleicht mit mehr Ehrfurcht als bisher durchs Leben geht.“

Frau Scholz-Klink gedachte dann der Leistungen, die im Laufe dieses letzten Jahres in Form der Nachbarschaftshilfe, der Entschilfe oder auch der Betreuung von Ferienkindern der NSD. in stiller Selbstverständlichkeit getätigt wurden. Zu den übrigen Leistungen der Frauenchaft berichtete die Rednerin n., daß in ihren Mütterkursen bis heute 1 663 054 Teilnehmer in 83 381 Kursen ertagt wurden.

Gerade dieses Gebiet der Zusammenhänge zwischen Volkswirtschaft und Hauswirtschaft ist, so führte die Reichsfrauenführerin fort, wie kein zweites geeignet, uns zu beweisen, daß der Glaube an eine Idee die fruchtbarste Kraft des Lebens ist; denn so manche Frau kommt uns hier im ersten Anverständnis und sagt: „Ach, laßt mich in Frieden mit euren Ideen, davon kam ich nichts herunterbeigen.“ Ich halte mich an die Wirklichkeit! — Und sie hat noch nie darüber nachgedacht, daß 33. die Maschine — als eine absolute Wirklichkeit, die dem Mann Arbeit und Lohn gibt — nicht als fertige Maschine vom Himmel gefallen ist mit einer entsprechenden Gebrauchsanweisung dazu, sondern daß einmal der Glaube eines Menschen nötig war, um aus vorhandenem rohem Material

all die hundert Teile auszuarbeiten, die eine Maschine ergeben haben. Und dann war eine Zeit, da standen diese Maschinen still, und man gab uns Geld als etwas Greifbares in Form von Erwerbslosenunterstützung. Aber es nützte uns nichts, weil wir nichts mehr hatten, was wir damit hätten kaufen können. Da war es wieder die Idee eines einzigen und der Glaube an ihre Verwirklichung, die Maschinen wieder in Gang zu bringen und uns am Leben zu erhalten. Alle Wirklichkeiten sind im Ringen um eine Idee aus dem Glauben an ihre Verwirklichung geworden!

Die Reichsfrauenführerin ging im weiteren Verlauf ihrer Rede mit leidenschaftlichen, von starkem Glauben erfüllten Worten auf die geschichtliche Aufgabe Deutschlands und seine große Tradition ein. Tradition heißt Verpflichtung, nämlich nicht nur dazu, Großes zu erhalten, sondern aus Fehlern zu lernen! Diese Seite der Tradition unseres Volkes soll uns immer ebenso lebendig vor Augen stehen wie die positive; denn je lebendiger sie uns täglich ist, um so eher werden wir die Kraft zu unseren hängigen Opfern daraus finden, zumal wir sie noch alle in Gemeinschaft tragen und so einander immer helfen können.

Ein Volk kann immer nur soviel Anspruch auf Glück erheben, als es bereit ist, dafür als Preis dem Leben zu zahlen. Das ist Völkergesetz ebenso wie Einzelgesetz; wer Liebe will, muß Liebe geben. Wer einen Freund sein eigen nennen will, muß bereit sein, Freund zu sein. Wer im Gleichschritt gehen will, muß Kamerad sein können, es sei denn, er gehöre zu den armeneligen Kreaturen, die ernten wollen, wo sie nicht gesät haben; die Liebe fordert, wo sie wohlwollende Herablassung gewähren.

Viele menschliche „Enttäuschungen“ kommen doch nur daher, daß der Mensch diese Gesetze außer acht läßt und etwas, was ihm das Schicksal in die Hand gegeben hat, selbstzufrieden hinnimmt, sich in seinem Besitz sonnt und nicht das geringste dafür tut, sich dieser Gabe wert zu erweisen, indem er um sie ringend sich bemüht, sie sich wahrhaft zu eigen zu machen.

Wir haben unser Leben als Volk unter dieses Gesetz gestellt: Wir wollen das Glück unseres Volkes, und wir wissen, daß wir dem Leben dafür unseren Tribut zahlen müssen. Weil wir das wissen, ist die Gemeinschaft auf diesem Wege die erste Voraussetzung zum Gelingen; denn je mehr Menschen bereiten Herzens Lasten tragen, um so leichter werden diese Lasten, und um so rascher kommt man zum Ziele.

Weil wir Nationalsozialisten wissen, daß alles, was innerlich unwahrhaftig ist, dem Leben nicht standhalten kann, haben wir uns immer bemüht, den Gesetzen dieses Lebens nachzuspüren und sie im Kampf um unsere Nation zu beachten. Als oberstes Gesetz aber werden wir unseren Kindern über alle andere Erkenntnisse schreiben:

Der Glaube an die Größe Deutschlands bleibt immer die Voraussetzung zu seiner Zukunft; dieser Glaube fordert immer Einsatz der Tat. Für diesen Einsatz ist kein Opfer zu groß!

Mit diesem Willen gehen wir nach diesen Tagen wieder zurück an unser Werk.

Daß unser Werk gut und immer besser werde, dem gelte unsere Arbeit an uns selbst — daß es allezeit vor dem Führer bestehen könne, sei unsere vornehmste Sorge —, daß es aber dereinst der deutschen Geschichte zur Ehre gereichen möge, dazu helfe uns Gott!

Stürmischer Beifall dankte der Reichsfrauenführerin, die anschließend den hier versammelten deutschen Frauen die Grüße des Führers übermittelte. Begeistert stimmten die Zehntausende in das Siegeslied auf den Führer Adolf Hitler ein und gelobten damit, daß die deutsche Frau zu ihrem Teil stets treu ihre Pflicht im Dienst am Volke tun wird.

Nach Beendigung der großen Kundgebung in der Kongreßhalle begab sich die Reichsfrauenführerin in den Herkules-Saalbau, den größten Kundgebungsraum im Innern der Stadt Nürnberg, um hier selbst noch einmal zu mehreren tausend deutscher Frauen zu sprechen, die zuvor eine Übertragung der Kundgebung gehört hatten.

Die Wiese und das deutsche Herz

Die freien Fluren sind die Woge der Völkermigrationen. Auch in Deutschland durchzogen Grasland als lichtgrünes Netz die dunklen Wipfelmeere der Wälder. Aus der Steppenzeit zurückgeblieben, atmete es mit den einträglichen Steppentieren noch den Geist der großen Mütter, die sich langsam nach dem Osten zurückzogen.

Steppe bedeutet Wanderer. In wolkenartigen Klängen schweben die winzigen Samen über die Flächen. Viele Steppentiere, wie Wanderhirsche, Flughühner, Wanderratten, scharen sich zusammen und jaget in Massen über mündliche Strecken. Auch die Steppenvögel packt solche Anrast. Sondern Steppenfeuer gleich sind sie aus der asiatischen Heimat mehr als einmal bis nach Europa vorgestoßen.

Die Germanen benutzten auf ihren Zügen die Grasfluren am Rande der Gebirge oder an den Klüften als Wege und zur Rast. So verbanden sich in ihrem Sinn und Denken die grünen Flächen mit dem Wandergeist. Von Osten kamen andere germanische Völker, vor allem Goten und Vandalen, die in der Steppe ihr Reich errichteten.

haben. Lieben sie in unserem Lande, so vermischen sich mit dem waldborenen Blut steppendurchdrungenes Germanenblut, und das fernwehliche Wanderlust, der Drang ins Unendliche wurde deutscher Wesenszug, wie die waldenflämmten Eigenschaften. Die Sagen aus der Völkermigrationszeit, das Lied von der Himmelsflucht, der Sang vom Hosenzug klingen in uns wider.

Heide und Wiese haben uns das Erlebnis der Stepp bewahrt. Dort weht das Gras in Wellen, darüber wandern Wolken am Himmelszelt wie einst, als der Sturm der Reiter über die Stepp brauste. Das Lied von der Unendlichkeit singt noch heute die Lerche, ihre Weifen haben schier kein Ende. Steigend und immer steigend badet sich der Sänger in der reinen Bläue. Der heiße Duft der mittäglichen Heide vermischt sich mit dem Zirpen der Grillen, wie Orgelton brummen Hummeln und Bienen dazwischen. Seit uns Dürrer in seinem Nafensüß den schönen Aufbau der Wiese zeigte, seit Sturm und Lins die Heidebeim befangen, klingen aus beiden Landschaften ergreifende Lieder in der deutschen Seele.

Auch das einzelne Tier oder die Pflanze sind durch jahrausjahrelanges Zusammenleben mit unserem Volk zum deutschen Tier, zur deutschen Pflanze geworden. Es nahm sie in die Gemeinschaft auf, gab ihnen simgemäße Namen, die ihrer Art und ihrem Verhältnis zum Menschen entsprachen. Namen wählte es in alter Zeit auch für seine Kinder nicht, ohne ihnen tieferen Sinn zu nennen. Es schloß in die Namen seine Wünsche ein und glaubte so Einfluss zu gewinnen auf die Entwicklung und das Schicksal ihrer Träger.

In den deutschen Tiers- und Pflanzennamen lebt die Seele unserer Vorfahren weiter. Die lateinischen Namen der Wissenschaft sind zur allgemeinen Verständigung und zur Klärung der Sache notwendig, aber sie können uns von dem lebensvollen Namen unseres Volkes, mit der eigenen Sprache dem Wesen der Pflanze, der Stimme des Vogels nahekommen, nicht ersäpfen. Unser Wort „Nachigall“ und die wissenschaftliche Bezeichnung „Cantus megarhynchos“ sind zwei Welten. In dieser erkennt man die ordnende Forschung der Menschheit, in jener das Herz unseres Volkes mit dem ganzen Reichtum seiner Empfindung und Gestaltungskraft.

Wir treten an die blaue Blume am feldwege heran, suchen zuerst ihre Art zu erfassen. Dann bewundern wir das feine Spitzengewebe und das Himmelblau der Blüte. Endlich lassen wir sie als „Wegwarte“ sprechen, die im Mondschein lautlos ihre Blüten bewegt. Auf solche Weise klingt das, was die Wonne zeigt, mit dem Bilde, das wir von ihr als Erbe der Vorfahren in uns tragen, zusammen. Die Wegwarte wird uns vertraut wie eine Schwester.

Auch der Ameisenhaufen stellt jeden Tag neue Merkwürdigkeiten von der Zusammenarbeit seiner Baumeister zur Schau, Beobachtung und Versuche bringen die fesselndsten Aufschlüsse. Wenn wir aber sehen, wie die fleißigen Tierchen immer nur schaffen und herbeischleppen und als geschlechtsverfümmerte Wesen des Höhepunktes des Lebens des Tieres entbehren, dann klagt in uns die Sage von den Mühenzergewergen wider, die unter der Erde sich mühen und nie der Liebe sich freuen,

Zwei Freundinnen

Zwei Frauen, die befreundet waren
Seit ihren frühen Kinderjahren,
Die beide nun im Ehestand,
Sie fragten: wer das Glück wohl fand.

Die eine: Weigt, mein Mann ist reich ...
Das andre ist mir alles gleich.
Ich kann jetzt keine Peize tragen,
Im Auto durch die Straßen jagen.
Vor meinem neuen Modestück
Die andren plagen fast vor Neid.
Mein Hans, das ist ein Staatspalast,
Der doch kann unsern Reichtum fast.
Bei jedem Fest in Schminck und Glanz
Bist du die Königin im Tanz.
Unschwärent bin ich von Männern viel;
Das ganze Dasein wird ein Spiel.
Ich laße mich in allen Tagen
Vom Wirbel des Vergnügens tragen.
Nur denken nicht und sorgen nicht.
Ich will Gemüß und keine Pflicht.
Ich habe alles, was ergötzt,
Ein jeder Tag ist voll besetzt.
Ein wacher Traum ... ich will nichts mehr,
Wenn du auch sagst, mein Herz sei leer.

Die andre drauf: O sage mir:
Wo bleibt dein Mann? Schwärmt er mit dir?

Wie ist genug: er heißt mein Mann,
Der glänzend mich versorgen kann.
Wo grüßen uns einmal am Tag,
Wenn ich zu Hause bleiben mag.
Er läßt mich gehen, wie's mir beliebt ...
Gemüß, daß er das Geld mir gibt.
Ich weiß, er lebt in seinem Klub,
Verbringt die Zeit im Freundestrupp.
Sind wohl auch Weiblein oft dabei.
Mein Gott ... 's ist Modestückerei.
Wir flattern beide durch die Welt ...
Kein Grübeln uns beschwerlich fällt.

Schön! ... Mög dir's gut gehn allezeit ...
Ich leb von dir jetzt meilenweit.
Ich will nur gute Ehefrau sein,
Und leb für meinen Mann allein. —

Ei, ei, so muß er wohl allein
Ist Mann und Haus dein Reich auf Erden?
Und damit willst du glücklich werden?

Bruch's nicht zu werden, bist es schon:
Der Liebe Werten ist mein Lohn.
Zwei Seelen, die sich gut verstehen,
Sind reich und froh, wo sie auch gehn.
Ich will ihm Frau sein, er mein Mann:
Mein Glückstrahl bleibt, wie er begann. —

Ganz anders als die andren sein.
Ein Wundergeiß! O sag mir an:
Wie muß er sein, ein Ehemann? —

Begreift du's nicht? Was nützen Worte?
Die geht nicht auf des Glückes Pforte.
Geh, tände weiter, armes Ding,
Wie ein bester Schmetterling,
Bis dir der Stifter, öd und schal,
In Staub zerfällt im Sonnenstrahl.
Dann kommt die Rau, dein Herz wird schwer
Und Tag und Welt wird trüb und leer.
Dem armen Ehemann wirst du nicht
Die Kameradin, Trost und Licht.
Die Freundin auf dem Lebenspfad,
Wo Liebe gibt den besten Rat.
Er suchte dich als Glück und Freude,
Als Sonnenschein im Weltgebände ...
Und was er fand, war Weh und Zittern,
War leeres Herz in Seidensplittern,
Leb wohl ... Du fliehest zu Glanz und Braus,
Ich geh in mein bescheidenes Haus,
Wo Friede, Liebe, mich umgeben
Und Kraft mir quillt für Tag und Leben.
Ernst Niemeyer, Curitiba, Paraná

Europas Schicksalskampf im Osten

Die Rede Alfred Rosenbergs in Nürnberg

„Stellvertreter des Führers! Deutsche Frauen und Männer!

Dreimal sind auf den Kongressen des Reichsparteitages die Augen Deutschlands und der ganzen Welt auf die Gefahr im Osten und auf das Zusammenwirken des Judentums mit dem Bolschewismus hingewiesen worden. Auch wenn manche Politiker die ganze Größe dieser Bedrohung, weil sie sich scheinbar noch außerhalb der gefährdeten Zone fühlen, nicht zugeben wollen, so ist doch das Bewußtsein der schweren Gefährdung der europäischen Kultur durch den Bolschewismus dank der Tätigkeit des Nationalsozialismus schon bedeutend lebendiger geworden, als es früher war. Diese bolschewistische Welle ist in unseren Augen aber nicht nur eine plöblich in unserer Zeit hochkommende Erscheinung, sondern geht zurück auf sehr viele geschichtliche Ursachen und Gegenwartsbedingungen. Die russische Zusammenfassung des europäischen Ostes, die geographische Lage der großen Ebene im Osten, die geschichtlichen Wanderzüge vieler Völker, Ideologien asiatischer und europäischer Form, die zermürbte moralische und politische Widerstandskraft der vom Weltkrieg mit einem schweren Schicksal geschlagenen Völker und vieles andere bildeten jene Summe der Kräfte, die zu einem Ausbruch fürchterlicher Art im Osten geführt hat.

Wir wollen uns deshalb bemühen, nicht nur eine Erscheinung der Gegenwart zu sehen, sondern diese Erscheinung auch in die Geschichte und damit in die Zukunft einzufügen.

Dieses Bestreben hat zu der heute zu eröffnenden Ausstellung geführt. Sie soll eine dem Auge scharbare Veranschaulichung alles dessen darstellen, was wir durch das Wort auf den Reichsparteitagen ausgesprochen haben, und sie soll ferner eine positive geschichtliche Abklärung für das Begreifen der großen Kämpfe Europas abgeben. Wir verstehen dieses große Schicksal nur dann, wenn wir feststellen, daß Europa, solange es überhaupt schöpferisch war, sich stets in Angriff und wacher Verteidigung gegenüber einer anderen Welt erblickte.

So erscheinen uns als die ersten Vorposten Europas die Indier und Iraner, die weit über die Ebene des Ostens und durch den Kaukasus nach Südwestasien vorstößten, die ersten asiatischen Kulturen und Reiche gründeten. Es erscheint uns in diesem Gesamtbild, daß Griechenland der erste bewusste Verteidiger Europas war.

Daß nach dem Zusammenbruch dieses altorientalischen Volkes Rom die Verteidigung unseres Kontinents gegen Afrika und Asien führte, daß dann im fortwährenden Rittertum die von germanischen Stämmen herrührenden Nationalstaaten Europas die alte Sendung in verstärktem Maße übernahmen. Und inmitten dieser großen Bindungen sehen wir, wie der Versuch einer politischen Festigung der europäischen Stämme und Nationen immer wieder durchkreuzt wurde im Osten durch Stämme und Völker mongolischer Nomaden, die zwischen Kaspiischem Meer und Ural hervorbrachen, die vorgelagerten Stämme Europas zu neuen kriegerischen Wanderungen nach Westen oft gegen ihr eigenes Blut zwangen und dadurch dem Schicksal eine neue Richtung gaben.

Diese Ausstellung bemüht sich, in einem anschaulichen geschichtlichen Fries, in Karten, in Reliefs und im ausgestellten Schrifttum dieses Auf und Ab des europäischen Schicksals zu zeichnen: Europa, oft im Vorstoß und dann wieder in seiner Vorhut gebrochen, Europa manchmal als ganzes zusammengegriffen und dann wieder in einzelne Teile gesprengt und diese gegeneinander gerichtet.

Heute haben sich in Moskau die alten Instinkte des Hasses gegen die europäische Lebensform erneut erhoben; das einst über den Westen Europas eingebrachte Judentum hat sich hier mit diesen Kräften zu einem machtpolitischen zersetzenden Zentrum zusammengeballt und eine riesige Arbeit entfaltet, um mit Hilfe der naturfremden Weltstädte Europas unseren ganzen Kontinent mit einer schimmernden Invasion zu überziehen, als es jemals durch die Hunnen und Tataren möglich gewesen war.

Dieser großen Bedrohung gegenüber muß sich entgegenstellen die schöpferische die schöpferische Arbeit der Selbstbehaltungsinstanz des europäischen Menschen, der sich bewußt sein muß, daß das Erbe der Kämpfe der Griechen und Römer nicht nur nach kultureller Hinsicht zu verteidigen ist, sondern auch als politische Ueberlieferung, daß die Traditionen der späteren germanisch bedingten europäischen Völker und Staaten, die so vieles Köstliche für uns alle hinterlassen haben, gemeinsam verteidigt werden müssen gegen einen wie noch nie vorgebrachten Angriff gegen ihre feindlichen Mittelpunkte. Wir müssen einsehen, daß die Streitigkeiten, die wir untereinander haben, Familienzwistigkeiten sind, die auch in der europäischen Familie besprochen und überwunden werden müssen, ohne daß man einen immer erneut zersetzenden Einfluß jener Kräfte zuläßt, deren Ziel es ja ist, den Ausgleich zwischen den Interessen der europäischen Nationen zu verhindern.

Europa hat mehrfach schicksalhaft gemeinsam im Osten gekämpft, es ist heute mehr denn je bedroht, und die nationalsozialistische Bewegung, die Deutschland rettete, fühlt in sich auch die innere Pflicht, alles in ihren Kräften liegende zu tun, um das

Verständnis für diese entscheidende geschichtliche Stunde in Deutschland selbst immer erneut zu wecken, namentlich aber auch die anderen unmittelbar und mittelbar bedrohten Nationen auf diese Gefahr aufmerksam zu machen.

Einst kämpften die europäischen Ritter gemeinsam bei Legniz, einmal fanden sie sich nach vielen Mühen in letzter Stunde in Wien, heute entsteht die Frage, ob der Lebenswille Europas stark ge-

„Siehe — das ist Hitler!“

Im Verlag von Ulrich Moser in Graz ist soeben ein schmales Bändchen erschienen: Helene Gröblich, „Eine Französin erlebt Großdeutschland, Tagebuchblätter vom 12. Februar bis 11. April 1938“.

Die Verfasserin ist in Graz verheiratet, und obwohl sie also einen deutschen Mann hat und ihre Kinder bewußt zu Deutschen erzieht, um sie vor feindlichen Zwiespalten zu bewahren, ist sie selbst der Heimat verbunden geblieben.

Jedes ihrer Tagebuchblätter ist Frankreich gewidmet, stets hat sie das Schicksal Frankreichs vor Augen, und durch einen regen brieflichen Verkehr überbrückt sie die räumliche Trennung. Erfahren wir dies aber nicht aus ihren eigenen Berichten, so würden Stil und Auffassung doch die „hundertprozentige“ Französin verraten, die sich gar nicht bemüht, in deutschen Begriffen zu denken. Und gerade dies macht ihre Aufzeichnungen uns wertvoll.

Die deutschen Dinge werden hier durch eine unerschöpfliche französische Beile gelehen und durchaus vom französischen Standpunkt aus gewertet und — trotzdem richtig gesehen. Ja, wir müssen dieses Trokdem schon betonen, denn wir sind auf diesem Gebiete nicht verwöhnt worden.

Und dieses Trokdem bleibt bestehen, ja es drängt nun erst recht zur Gestaltung an einem Höhepunkt der deutschen Geschichte, inmitten des stärksten Aufstimmens des deutschen Nationalbewußtseins, im Angesicht eines Ereignisses, das den vorführenden Franzosen in Frankreich wie ein nationales Unglück — Franzosen erschien.

Helene Gröblich zeichnet dieses in der Stadt der Volkserhebung selbst erlebte Stück deutscher Geschichte zwar mit innerem Abstand, zwar mit anderen Worten als ein deutscher Chronist, aber sie versteht uns, wie wir uns selbst nicht besser verstehen und deuten könnten, ja, mitunter versteht sie uns in ihrer Unbefangenheit noch — besser!

Erlebte Geschichte.

Wie schwer fällt es uns Deutschen, die uns mythisch gewordene Person des Führers zu schildern, weil uns die Angst vor der Phrase quält, die unserer Grundtäglichkeit entsprungen könnte, und wie sicher trifft dies die Französin in mühelosen Worten! Wir stellen einige Proben aus ihren Aufzeichnungen, die anlässlich des Führerbesuchs in Graz niedergeschrieben wurden, an den Schluß dieser Betrachtung.

Sie lehren uns, daß auch der französische Geist selbst das größte „Geheimnis“ Deutschlands ergünden kann, ohne sich, seiner Eigenart, seiner demokratischen Tradition und seinem Nationalstolz etwas zu vergeben, und daß Irrtümer und Fehldeutungen also nicht im Nationalcharakter der Franzosen begründet sein müssen, sondern lediglich herrühren von Unkenntnis oder — vom bösen Willen.

Der böse Wille ist aber in französischen Volk gewiß nicht häufiger anzutreffen als in jedem anderen. Nur die Unkenntnis der einzelnen ist schwerer zu beheben. Sollte aber jenes geistige Aufgeschlossenheit, das eine schlichte Frau und Mutter offenbart, bei der politisch führenden Schicht der Franzosen etwa nicht anzutreffen sein, bei jener Schicht, der es wohl keine Mühe bereiten kann, die Unkenntnis zu beheben?

Es sollte doch manch einer, der hinter den haushohen Manern seines selbstbegrenzten Horizonts einfüßige Waden hält oder kindliche Aufsätze schreibt, sich beschämen lassen von einer Volksgenossin, die weder in der Deputiertenkammer sitzt noch Gelegenheit hat, auf Festbanketten politische Weisheit von sich zu geben!

So erlebt eine Französin den Führer: „Hitler spricht einfach, allgemeinverständlich, aber diese Einfachheit ist Gipfelkunst der Redekunst.“

Niemals hat man den Eindruck, daß er wie die klassischen Oratoren, sich selbst in den Rhythmus des Sages einwiegt. Er hört sich nicht selbst sprechen, aber jedes Wort trägt und trifft. Die Leute hören wie gebannt.

Es ist so still, daß man das Rauschen des Springbrunnens vernimmt, der die Stimme des Führers untermalt. Ein ungeheurer Wille spannt sich über uns mit seinen Worten, fast erdrückend, vielleicht aber empfinde nur ich das so; denn in der Tat zeigen die anderen Gesichter nur begeisterte Hingabe.

Immer wieder versuche ich, die magische Kraft Hitlers zu fassen. Schon vor ihm haben sich viele große Männer für ihr Volk geopfert, auch eine Jeanne d'Arc, die siebzehnjährige Schächerin, rettete ihre Nation — übrigens war sie die erste bewusste Nationalistin —, aber sie hatte Feinde im eignen Land. Napoleon wurde von seinen „Grenadiers“ (Grenadiere) vergöttert, aber er hatte ebenso viele fanatische Hasser.

Der Führers Person aber steht unumstritten da.

ung ist, um sich angesichts des bolschewistischen Krems noch einmal zu sammeln. Wenn dieses Bewußtsein über alle Fragen der Alltagspolitik hinweg durch diese Ausstellung gestärkt werden kann, dann wird auch sie, wenn sie nun von Nürnberg aus durch andere deutsche Städte wandert, das ihre für die von uns herbeigesehnte Befriedung Europas getan haben.“

Selbst wer nicht allen Ideen des Nationalsozialismus fremd ist, verehrt ihn reslos. Mit Majestätsbeugung, wie die Auslandspresse meint, kann man das nicht erklären.

Eines seiner Geheimnisse glaube ich erfasst zu haben: Daß er alles in sich zu einer unerschütterlichen Dynamik potenziert hat, was dem deutschen Wesen eigen ist. Das fühlen wir alle: Du bist ich, ich bin du. Aus dem deutschen Menschen hat er alles herausgelöst, was unerlöst in allen schlummerte oder nur zum Teil bewußt war.

Das fällt mir auf.

Jedesmal, wenn uns Europäer von irgendwoher die Defaßigkeit bedroht, steht wie auf unerbittlichen Befehl das Germanenvolk auf, seine latente Kraft ballt sich zu ungeheuren Spannungen und entläßt sich in reinigendem Gewitter über die merckliche Welt. So war es, als Rom dem Aufsturm der Germanen erlag, so, als die Franken Gallien überfluteten und es dem römischen Verfall entzogen, bis aus dieser eisernen Umarmung das große Frankreich hervorging.

Ebenso war es, als die Reformation das fränke Christentum wachriktete. Heute droht uns allen der asiatische Bolschewismus. Es ist Zeit: Nun ballt sich die Kraft, ungehenerlich wie noch nie, und der Mann, der sie lenkt, ist da ...

Jede Nation ist Werkzeug in den Händen höherer Mächte, die eine ist zu dieser Mission berufen, die andere zu einer anderen.

Deutschland, scheint mir, ist der Jungbrunnen Europas, der oft wie ein Wildbach alles durchbricht und überflutet, dafür aber die Acker blüht und befruchtet zu neuer Ernte.

Das Ergebnis von Stuttgart

Ein Nachwort zu der Sechsten Tagung der Nationalsozialistischen Auslandsorganisation

In immer stärkerem Maße hat die Weltöffentlichkeit an den Reichstagungen Anteil genommen, die von der Auslandsorganisation der NSDAP. alljährlich in Stuttgart durchgeführt werden. Diese Tagungen aller Auslandsdeutschen stellen ein Treffen der Reichsdeutschen aus aller Welt dar und dienen zu dem Zweck, das verstreute Auslandsdeutschtum einmal im Jahre in feierlichen Veranstaltungen zusammenzufassen und die Ergebnisse der Arbeit zu prüfen und auszurichten.

Bei diesen Tagungen handelt es sich nicht um geheimnisvolle Vorgänge, sondern um im großen Stil aufgezogene Veranstaltungen, die von den führenden Persönlichkeiten des Reiches besucht werden. In diesem Jahr konnte der Gauleiter der Auslandsorganisation, Staatssekretär Bohle, den Stellvertreter des Führers, zahlreiche Minister und führende Männer der nationalsozialistischen Organisationen begrüßen. Ebenso waren zahlreiche deutsche diplomatische Vertreter aus dem Ausland in Stuttgart eingetroffen.

Die Reichstagung 1938 stand unter der Parole des durch die Angliederung Österreichs geschaffenen „Größeren Deutschlands“. Die praktische Folge dieser geschichtlichen Ereignisse für die Auslandsorganisation bestand darin, daß nunmehr Hunderttausende von im Ausland lebenden Österreicher sich ebenfalls der Auslandsorganisation anschließen haben und in außerordentlich starkem Ausmaße an der Stuttgarter Tagung teilnahmen.

Natur und Kunst

Von Johann Wolfgang Goethe

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen und haben sich, eh' man es denkt, gefunden; Der Widerwille ist auch mir verschwunden, Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen! Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden, Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen: Vergebens werden ungebundene Geister Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen; In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Der Satz, von Fremden so oft mißverstanden, hat für mich schicksalhaften Sinn: Am deutschen Wesen wird die Welt gemessen.

Des Führers Rede zwingt meine Gedanken auf seltsame Wege. Merkwürdig, daß instinktiv alle, groß und klein, das empfinden, was ich mir abringen mußte ...

Der Führer ist da.

Mein ganzes Ich ist nur mehr Auge.

Siehe — das ist Hitler!

Wenn die Leute nur eine Sekunde schweigen wollten, damit meinen gespannten Sinnen nichts entgeht.

Die Gestalt ist, das fällt mir auf, schlanker und feiner, als die Bilder es vermögen lassen. Eine eigene Atmosphäre umhüllt sie, die schwer in Worte zu fassen ist, die aber jeder empfindet. Nichts zerflattert um ihn, alles scheint sich um ihn zu verdichten, zu fondensieren, und das ergibt das Gefühl einer unsichtbaren Schutzhülle, die gleichzeitig die Menschen distanziert und anzieht. Sein Gruß hat eine eigenartige Macht.

Nun sehe ich sein Gesicht nahe — ganz nahe. Anders, sehr anders ist es als alle Bilder, die ich bis jetzt gesehen habe, viel vergeistigter.

Seine Wäpfe fällt mir auf, die Füge sind wie aus weißem Marmor gemeißelt, aber einem Marmor, den ein inneres Licht durchschimmert. Schwere Ernst, fast Wehmut liegt in diesem Anblick, trotz seiner Ruhe und Entschlossenheit habe ich solche Lebensintensität im Ausdruck eines Menschen nie gesehen.

Dieses Unfaßbare.

Wie er vorbeizieht, blüht es in mir auf: Nur ein Greco könnte das von innen heraus malen, dieses fast Unfaßbare, das großen Menschen eigen ist, die lebend in die Ewigkeit getreten sind.

Sein Blick geht über und durch die Menschen hindurch. Man fühlt, daß er den geheimen Sinn jeder Erscheinung noch vor der äußeren Form wahrzunehmen vermag.

Jetzt ist er vorüber. Um mich herum weinen Frauen, und ein alter sternbeladener Offizier in Uniform sieht ihm nach, den Arm noch immer zum Gruß erhoben, als wäre er versteinert.

Ich habe schon oft gefragt, welchen kostbaren Ring wohl der Führer dem Schicksalsmeer geopfert haben mag, um das Glück so ständig an sich zu fesseln.

Sich selbst hat er geopfert, hineingeworfen in den Strom, mit jedem Blutstropfen, jeder Herzensfaser, in jeder Lebenssekunde, und so antwortet ihm das Volk mit diesem überwältigenden Krede, das mich Französin übermannet.

(Aus „Das Schwarze Korps“)

Die Reden der führenden Persönlichkeiten, die zum größten Teil die Unterrichtung der Auslandsdeutschen über die politische Lage in Deutschland zum Gegenstand hatten, brachten übereinstimmend den deutschen Standpunkt zum Ausdruck, daß das Vorhandensein einer Auslandsorganisation eine Selbstverständlichkeit sei. Gauleiter Bohle führte in einer Rede vor der in- und ausländischen Presse zahlreiche Beispiele aus anderen Staaten an, die ihre im Ausland lebenden Volksgenossen ebenfalls organisatorisch zusammengeschlossen haben und das Recht zu ihrer Betreuung in kultureller und sozialer Hinsicht als unbestreitbar betrachten.

Vor allem wurde abernals festgelegt, daß im Gegensatz zu der Tagung der Auslandsfranzosen, auf der unerschöpfen einer Kulturpropaganda auch unter Nichtangehörigen der französischen Republik das Wort geredet wurde, sich die Betreuung durch die Gliederungen der AO auf die Angehörigen des Reiches im Ausland beschränkt.

Bei der veränderten wirtschaftlichen Lage Deutschlands ist heute der Auslandsdeutsche nicht mehr darauf angewiesen, unter allen Umständen seine Auslandsposition zu halten. Er wird reichliche gerade als Facharbeiter oder Ingenieur sehr schnell in der Heimat einen Arbeitsplatz finden. Diese Tatsache wird ebenso wie die erenteten Mittelungen über die Legalität der Arbeit der AO dazu beitragen, die in gewissen Ländern noch gegenüber der AO eingenommene Haltung durch eine sachlichere Stellungnahme zu ersetzen.

Als Ergebnis der zahlreichen Sondertagungen kann verzeichnet werden, daß die Auslandsorganisation eine vorzüglich arbeitende, kulturelle Vereinigung der Reichsdeutschen im Ausland darstellt, daß sie aber, wie Gauleiter Bohle in ironischer Weise betonte, lange nicht so „interessant“ ist, wie gewisse ausländische Zeitungen sie dargestellt haben. Die Welt müsse sich, so forderte Gauleiter Bohle, heute daran gewöhnen, daß ein guter Deutscher auch ein guter Nationalsozialist sei. Sie müsse den Vorteil wahrnehmen, der darin besteht, daß die Reichsdeutschen in ihrem Gastlande in einer festgeschlossenen Gemeinschaft leben und damit ihr Leben und Wirken offen vor aller Augen läge. In der Tat lassen die Kommentare der Auslandspresse erkennen, daß die erregten Debatten, die eine Zeitlang um das Problem der deutschen Auslandsorganisation angefochten wurden, einer ruhigeren Betrachtung Platz gemacht haben.

Wer sein Geld stets in der Tasche trägt, gibt es aus.

Legen Sie jeden Monat nur einen kleinen Betrag auf

Sparkonto

an, so erleichtern Sie sich das Sparen, und das zurückgelegte erhöht sich um Zns- und Zinseszinsgewinn.

Banco Germanico

da America do Sul

São Paulo

Rua Alvares Penteado 17 (Ecke Rua Quitanda)
Rio de Janeiro, Rua da Alfandega 5
Santos, Rua 15 de Novembro 114

Leckere Kuchen, köstliche Puddings

mit

Walter Kirchhoff's

Backpulver Berlin, Puddingpulver
Maispuderstärke Milhomina usw.
in allen Lebensmittelgeschäften
erhältlich

Walter Kirchhoff Telef. 3-8658 São Paulo

Confeitaria Allemã

moderne Bäckerei

Praça Princesa Isabel 2

Telefon: 5-5028

empfiehlt seine ff. Torten,
Kuchen aller Art, tägl. fr.
Schwarz- und Kommsbrot,
sowie westfäl. Pumpernickel
usw.

Wilhelm Beurschgens

BANDONEONS und
Schifferklaviere (Gaita piano)

der Weltmarke AA (Alfred Arnold) sind die
meist gesuchten. — Generalvertreter:

Adolf Schwab, Pelotas Rio Grande do Sul

Agenturen an verschiedenen Plätzen können
noch vergeben werden.



Violinen

komplett schon von
130\$000

Mandolinen, Gitarren,
Mund- u. Handharmonikas
Saiten und Zubehör

CASA HERTEL

Praça Dr. Gen. Marques 52
CURITYBA — Paraná

PENSION

in São Paulo, zentral
gelegene, 15 Jahre beste-
hend, bestens eingeführt
und gut ausgestattet, ist
zu verkaufen. Erforder-
liches Kapital 16 Con-
tos. Gefl. Anfragen un-
ter „Pension“ Caixa
Postal 3307.

PRECISÃO E GARANTIA
RELOGIOS Junghans

In allen
Fachge-
schäften
zu haben

CONDOR
FLUGDIENST

PASSAGIERE
POST
FRACHT

Telegr. AERONAUTA

Succursal
SÃO PAULO: rua Alvares Penteado, 8
Telef.: 2-7919

Succursal
SANTOS:
Telef.: 5001
rua 15 de Novembro, 19

WINDECK & CIA

Die Herrensneider

SÃO PAULO

RUA DOM JOSÉ DE BARROS, 282
Telefone: 4-5761 — Caixa 1051



Santa Efigenia 271
Tel. 4-4446

Praça Patriarcha 6
Tel. 2-8332

Damen- und Kinderwäsche
Bettwäsche — Pyjamas

Grosce Auswahl

In eigenen Werkstätten hergestellt

In der Mordsache Holm

(3. Fortsetzung)

„Schlade,“ sagt Dr. Dykke, die neuen Be-
richte zu den Akten „Mordsache Holm“ ein-
fügend, und blickt seinen Assistenten Henne-
berg bedauernd an. „Ich hatte so eine leise
Hoffnung, dass Nerger doch in Stralsund ge-
wesen sein könnte. Na, damit ist's also wie-
der mal nichts. Wir wissen immer noch
nicht, wer dieser zahme Engländer, dieser
Mr. Bodger ist. Der Portier vom „Berliner
Hof“ hat beim Erkennungsdienst einen gan-
zen Tag lang die Alben studiert und keinen
Mr. Bodger darin gefunden.“

Assistent Henneberg nickte. „Auch die
Fahndung hat bisher nicht die geringste Spur
ergeben. Seit dem 20. Juni sind wir syste-
matisch allen Personen nachgegangen, von de-
nen die Grenzstellen uns gemeldet haben,
dass sie versucht haben, ohne Ausweis das
Deutsche Reich zu verlassen. Wir haben die
Ergebnisse der Polizeirazzien in Berlin, Ham-
burg, Leipzig, München und Gott weiss wo
altes geprüft. Wir haben darüber hinaus bei
den Britischen, Holländischen, Belgischen, fran-
zösischen, schwedischen, österreichischen, pol-
nischen, tschechoslowakischen und schweizer
Grenzbehörden nachgesehen, wer in dieser
Zeit etwa ohne Pass die deutsche Grenze
überschritten hat und von den dortigen Be-
hörden gefasst worden ist. Von einem Mr.
Bodger keine Spur. Wenn ich mir eine Mei-
nung erlauben darf, Herr Kommissar...“

„Natürlich dürfen Sie das! Quatschen Sie
doch nicht dämlich, lieber Henneberg!“

„Also dann halte ich diese ganze mü-
hselige Arbeit für hoffnungslos. Wenn Bodger
wirklich ein Mann ist, der unter falschem
Namen in Stralsund auftrat, dann...“

„Dann kann er natürlich auch einen Pass
auf einen ganz anderen Namen haben,“ voll-
endet Dr. Dykke. „Einen unanfechtbaren Pass,
mit dem er die Grenze anstandslos passiert
hat. Meinen Sie, das hätte ich mir nicht über-
legt? Aber das ist eine Möglichkeit, die wir
nun einmal nicht ergründen können. Es bleibt
die Möglichkeit, dass Bodger doch auf die-
sen Namen weiterreist oder ohne Pass durch-
zukommen versucht. Sie ist sehr gering, das
gebe ich zu. Aber solange wir keine andere
Spur haben, bleibt uns nichts übrig, als die
Fahndung auf dieser Basis fortzusetzen. Also,
mein lieber Henneberg: Die einlaufenden Be-
richte der Grenzstellen werden weiter durch-
gearbeitet, ebenso die der Fremdenpolizei,
sämtliche Polizeibehörden Deutschlands sind
durch Rundschreiben erneut zu ersuchen, nach
J. H. Bodger zu fahnden.“

Nacht.

(DER ROTE FADEN)
KRIMINALROMAN VON AXEL RUDOLPH

Jenny Nerger liegt in ihrem Bett und starrt
mit wachen, grossen Augen in das Dunkel.
Auf dem Nachttisch neben ihr stehen Fläsch-
chen und Schächtelchen. Aber gegen diese
Schlaflosigkeit helfen Eumet und Veronal ab-
solut nicht. Zu wach, zu aufgepeitscht sind
die Nerven. Das Fieber klopft und tickt ihr
in den Schläfen. Wie endlos lang sind diese
Tage, in denen man angstvoll die Sekunden
zählt, jeden Augenblick nach der Tür lauscht,
bei jedem Klingelzeichen des Fernsprechers
zusammenfährt und das Letzte, das Gräss-
lichste fürchtet: Die Nachricht, dass Werner
König verhaftet sei. Und erst diese Nächte,
in denen man schlaflos daliegt und grübelt,
grübelt, grübelt — ohne zu einem Ende zu
gelangen.

Wenn man nur nicht so furchtbar allein
wäre! Wenn man jemand hätte, der einem

hat damals die Schulden Hugos bezahlt, sie
hat hausgehalten mit dem Irligen, hat ver-
sucht, auf Hugo einzuwirken, indem sie ihm
das Heim so licht und traut wie möglich
machte. Aber als er immer wieder Geld ver-
langte und ihr gesunder Verstand ihr sagte,
dass die Geschäfte, die er machen zu könn-
en vorgab, nur Ausreden waren, hat sie
beschlossen, ihr kleines Vermögen zusammen-
zuhalten, damit nicht Hugo und sie eines
Tages vor dem Nichts ständen.

Seitdem ist Hugo kalt und abweisend zu
ihr geworden. In stillem Schmerz hat sie
gemerkt, wie er von ihr fortglitt, nur noch
ausserlich ihr Mann war, nur vor den Leu-
ten. Es gab gewiss keinen Zank und Streit
in ihrem Heim. Hugo war, wenn er daheim
war, immer ruhig und lebenswürdig. Aber
die Kluft wurde immer grösser. Eines Ta-

Hoffnung, dass er sie in die Arme nehmen
und eine dumme kleine Frau nennen würde.
Statt dessen hatte er ihr mit seinen kühlen,
nüchternen Ueberlegungen die letzte Hoffnung
geraubt. Er glaubte daran, dass Werner der
Mörder Graziellas war. Ganz ruhig, ganz un-
berührt hatte er das gesagt. Ja, Hugo, dem
würde es nicht viel ausmachen, wenn man
seinen „Freund“ König eines Tages aufs Schla-
tort führte! Er würde höchstens ein Bedau-
ern dafür haben, wie für Graziellas Tod.
Aber sie... sie, die ihn liebte!

Schatten geistern in der Dunkelheit. Ge-
spenster gehen um im fahlen Sterneulicht,
das durch die Vorhänge dringt. Da ist Gra-
ziella: Nicht anklagend als blutiger Schatten,
nicht racheheischend oder vorwurfsvoll! Ganz
wie im Leben ist ihr schönes Gesicht: trisch,
heiter, übermütig. Und da ist Werner König,
den Kopf tief gesenkt, so wie er vorgestern
erst das Haus verliess, schmerzzerquält, ein-
getaillen, zerbrochen.

Arme Graziella! — Armer... armer Wer-
ner!

Frau Jennys Lippen bewegen sich. Laut-
los sagt sie die Sätze des ersten Briefes her,
die sie längst auswendig kann.

Ja, so... so wird es wohl gewesen sein.
Dann freilich... was Werner dann getan
hat, wie er versucht hat, alle Spuren zu ver-
nichten, um den Folgen zu entgehen, das
begreift Jenny nicht. Irgendwo in ihrem Her-
zen ist da eine wehe Anklage: Das hätte
er nicht tun dürfen. Er hätte die Folgen auf
sich nehmen und sich der Polizei stellen müs-
sen. Ja, so handelt ja wohl ein aufrechter
Mann, — in Romanen! Das Leben ist nicht
so ideal. Sein äussere und klein kann das
Leben manchmal sein. Und dann — möch-
test du es denn, Jenny, dass er sich gestellt
hätte? Dass er jetzt im Gefängnis sässe,
seinen schweren Urteilsspruch erwartend? Ist
es nicht gerade das, wovor du ihn bewah-
ren möchtest?

Urteil — Mord — Gefängnis — Zucht-
haus — Henker — Worte, die Frau Jenny
sonst höchstens mit Unbehagen in der Zei-
tung gelesen, die ihr Gehirn unwillig aufge-
nommen hat wie fremde Vokabeln, — auf
einmal sind sie ihr so geläufig geworden.
Und die Schwere der Worte hat ihre Gedan-
ken ernst und schwer gemacht. Es ist kein
angstvolles Flattern und Bangen mehr wie
in den ersten Tagen, kein verzweifertes Spie-
len mit tausenderlei Unmöglichkeiten. Ganz
logisch und nüchtern durchdenkt Frau Jenny
in dieser Nacht, was geschehen muss, um
Werner König zu retten.

Dort drüben in ihrem Schreibtisch liegt der
dritte Brief.

„Dies ist die letzte Anfrage. Wenn Sie
nicht Herrn König als Mörder in den Hän-
den der Polizei sehen wollen, müssen Sie mor-
gen abend das Geld an der bewussten Gar-
tenmauer niederlegen. Pünktlich um elf Uhr.

Confeitaria

Ältestes und
vornehmstes Haus



Biennense

Nachm. und abends
gutes Konzert

Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETINGA 239 - S. Paulo

hülte, die Schmerzen und Sorgen zu tragen.
Hugo? Frau Jenny lauscht hinaus auf den
Flur, und wird sich stiller Bitterkeit be-
wusst, dass sie nicht einmal weiss, ob ihr
Mann auswärts ist oder in seinem Schlaf-
zimmer. Nein, Hugo kann nicht helfen in
dieser Qual.

Frau Jenny weiss nichts davon, dass ihr
Mann sie seit Jahren mit anderen Frauen be-
trügt. Gute Nachbarin und Freundin haben
eben ihr im Laufe der Jahre zwar mancher-
lei zugetragen, aber ihr reines Empfinden
hat sich immer noch gestäubt, das Schlum-
merste zu glauben. Nur das eine weiss sie,
dass Hugo leichtsinnig ist, sein Geld auf
die Rennplätze trägt oder in gewagten Spe-
kulationen aufs Spiel setzt. Bald nachdem der
Rausch der ersten Verliebtheit verfliegen war,
hat sie das Wesen ihres Mannes erkannt:
unzweifelhaft glänzende Geistesgaben, aber
verkümmert durch Halt- und Willenlosigkeit.
Und sie hat ihren Vater gesegnet, der damals
durchaus auf Gütertrennung bestand.

Frau Jenny hat getan, was sie konnte. Sie

ges nur hat sie aufgehört in gläubiger, ban-
ger Erwartung. Damals, als das grosse Wun-
der in ihr Leben trat, als sie vor Gott und
sich selber eingestehen musste, dass sie Wer-
ner König liebte. Hugo hat damals ihr Ge-
heimnis durchschaut. Vielleicht hat sie nachts
den Namen Werners gerufen. Vielleicht hat
sie ihr Mienenspiel nicht genügend in der
Gewalt gehabt. Ein paar Tage lang war da
in Hugos Blicken etwas wie Eifersucht. Aber
die Tage waren vergangen und Hugo hatte
nichts gesagt. Er verkehrte freundschaftlich
mit Werner König. Er lud ihn bei jeder
Gelegenheit ein, ja, er richtete es oft ab-
sichtlich so ein, dass er selbst in die Stadt
musste, wenn Werner kam, so dass sie mit
ihm allein bleiben musste. Frau Jenny bran-
nte die Scham, wenn sie daran dachte, dass
ihr Mann so handeln konnte, obwohl er wuss-
te, wie es in ihr aussah.

Neulich, als die Angst und Ungewissheit
sie trieb, war sie zu ihm gegangen mit den
furchtbaren Briefen. Nein, zu ihm geflohen
war sie vor ihren eigenen Gedanken, in der

H. S. D. G.

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
Seit 67 Jahren regelmäßiger Südamerikadienst

General Osorio

fährt am 4. Oktober nach: RIO DE JANEIRO, BAHIA, PERNAMBOCO, MADEIRA, LISSABON, BOULOGNE S/M und HAMBURG.

Monte Rosa

fährt am 12. Oktober nach: RIO DE JANEIRO, BAHIA, LISSABON, BREMERHAVEN und HAMBURG.

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
General Osorio		4. Oktober
Monte Rosa		12. Oktober
Monte Sarmiento		18. Oktober
Gen. San Martin	6. Oktober	25. Oktober
Monte Olivia	13. Oktober	2. November
Cap Arcona	27. Oktober	4. November

Besondere Ermäßigungen für Touristen in der ersten, zweiten und Mittel-Klasse.

Auskunft und Beratung:

THEODOR WILLE & CIA. LTDA.
São Paulo — Santos — Rio — Victoria

„Zum Hirschen“ Hotel und Restaurant
Rua Victoria 186 — Tel. 4-4561
São Paulo Inh.: Emil Russig

Farben-Lacke-Pinsel

und alle übrigen Bedarfsartikel für Hausanstrich und Dekoration

Müller & Ebel, R. José Bonifácio 114

Ä R Z T E T A F E L

Dr. Mario de Fiori

Spezialarzt für allgemeine Chirurgie
Sprechst.: 2—5 Uhr nachm., Sonnabends: 2—3.
Rua Barão de Itapetininga 139 - II. andar - Tel. 4-0038

Dr. G.H. Nick

Facharzt für innere Krankheiten.

Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371
Privatwohnung: Telefon 8-2263

Dr. Erich Müller-Carioba

Frauenheilkunde und Geburtshilfe
Röntgenstrahlen — Diathermie
Ultraviolettrahlen

Kons.: R. Aurora 1018 von 2-4.30
Uhr. Tel. 4-6898. Wohnung: Rua
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481

Deutsche Apotheke

In Jardim America
Anfertigung ärztlicher Rezepte, pharmazeutische Spezialitäten — Schnelle Lieferung ins Haus.

RUA AUGUSTA 2843
Tel. 8-2182

Deutsche Apotheke

Ludwig Schwedes
Rua Libero Badaró 45-A
São Paulo / Tel. 2-4468

Deutsche Apotheke

Pharmacia Aurora
Ind.: Carlos Bayer
Rua Sta. Ephigenia 299
Tel. 4-0509

Gewissenhafte Ausführung aller Rezepte, Reiche Auswahl in Parfüm- und Toiletteartikeln.

Diplomierter Zahnarzt

Herbert Pohl
Hochhaus Martinelli
12. Stock, Zimmer 1232
Telefon 2-7427

Vor **Annahme falschen Geldes** schützt der bargeldlose Zahlungsverkehr

Eröffnen Sie ein Konto beim **Banco Alemão Transatlântico**

RUA 15 NOVEMBRO 268 und zahlen Sie Ihre Rechnungen **per Scheck!**

Zu jeder gewünschten Zeit erhalten Sie von uns einen Auszug ihrer Rechnung, um Ihnen die Kontrolle über Ihre Zahlungen zu erleichtern.

Versicherungen
Caixa 94 **G. OPITZ** Telefon 2-6483

Jorge Dammann

Deutsche Damen- u. Herrenschneiderei. Große Auswahl in nat. u. ausländ. Stoffen.
R. Ypiranga 193, Tel. 4-2320

Josef Hüls

Erfolgreiche Schneiderei. — Mäßige Preise. — Rua Dom José de Barros 266, fobr., São Paulo, Telefon 4-4725

Heinrich Lutz

Deutsche Schuhmacherei
Rua Sta. Ephigenia 225

Georg Diegmann Schneidermeister

Rua Aurora 18

João Knapp

Klempnerei, Installation. Reg. Rep. de Aguas und Esq. — Rua Mon. Paffa-lauca 6. Telefon 7-2211.

Familienpenjion

Albine Mayer
RUA AUGUSTA 100 (bei Olinda-Schule)
Wien. Küche. T. 4-7055

VIGOR-MILCH

Die beste Milch in São Paulo

S. A. **Fabrica de Productos Alimenticios "VIGOR"**

Rua Joaquim Carlos 178
Tel.: 9-2161, 9-2162, 9-2163

SOCIEDADE TECHNICA BREMENSIS

LTDA.
São Paulo - Rua Florencio de Abreu N° 139
Curitiba - Praça Generoso Marques N° 20

Maschinen u. Werkzeuge

fuer Metall-, Blech- und Holzbearbeitung, Elektrische Schweißmaschinen, Pumpen "Weise", Feuerlöcher "Minimax", Schleifschleiben "Oroxo", "Alpine" Sägele, Elektrowerkzeuge "Feta". Landwirtschaftliche Maschinen.

Graphische Maschinen

Jeder Art. Maschinen fuer Papierverarbeitung und Kartonagenindustrie, Druckerei-Materialien, "Intertyp" Setzmaschinen, Vertrieb der Erzeugnisse der Schriftgießerei "Fantymod". Moderne Reparaturwerkstätten.

Elektro Materialien

Großstes Lager aller Installationsartikel, Draehse, Kabel, Motoren, Dynamos, Schallapparate, Elektrische Hausabartikel, Beleuchtungsgeräte, Lampen.

Feld- u. Eisenbahnmateriale

Alleinverkauf der Erzeugnisse der Orenstein & Koppel A. G. Dieselmotorkomoliven, Strassenwalzen, Bagger, Großer Stock von Feldbahnmateriale und schweren Schienen.

Cliché Fabrik

Autotypien, Stichzeichnungen, Mehrfarben-Clichés in hoehster Vollendung, Entwürfe, Zeichnungen, Rastuschen, Photolithos, Groesse Anstalt Südamerika.

Schwesterfirma **Spezialhaus fuer graphische Maschinen C. FUERST & CIA. LTDA.**

Rio de Janeiro - Rua Tenente Possolo N° 15-25
Pernambuco - Porto Alegre

Ich warte nicht, Uebermorgen früh geht andersfalls die Anzeige nebst Beweismaterial an die Kriminalpolizei.

Frau Jenny atmet schwer in der Dunkelheit, Uebermorgen früh: Nun, das kann verhindert werden. Da im Schreibtisch, neben dem Brief, liegen die zehntausend Mark, die sie bereits vor Tagen von ihrem Bankkonto abgehoben hat. Sie sind sogar schon in Papier eingepackt und verschnürt, wie es der Unbekannte vorschrieb. Aber — wenn sie das Geld nun zahlt — was dann? Frau Jenny hat in diesen Tagen viel nachgedacht. Sondernlich vertraut ist sie ja nicht mit dem Erpresserwesen, aber soviel weiß sie doch: Der Mann, der sie und Werner in seinen schmutzigen Händen hält, wird sich nicht mit den zehntausend Mark begnügen. In einer Woche, in einem Monat oder einem Jahr wird er wieder drohen, neues Geld fordern, immer, immer wieder — bis Frau Jennys Vermögen bis auf den letzten Pfennig dahin ist. Und wenn sie bittet, fleht, ihm sagt, dass sie kein Geld mehr habe — wird er es glauben? Vielleicht hält er sie für sehr reich. Woher auch soll er wissen, dass ihr ererbtes Vermögen nur etwas über dreißigtausend Mark beträgt? Er wird ihre Bitten als Ausreden bezeichnen, Geld verlangen, das sie nicht geben kann, und vielleicht — wenn er nichts mehr erhält — seine Anzeige doch noch erstatten! Die Staatsanwaltschaft wird eine Belohnung aussetzen für die Ermittlung des Mörders. Wird der Erpresser nicht versuchen, sich wenigstens noch dieses Geld zu sichern, wenn er von ihr nichts mehr bekommen kann?

Das Fieber brennt in Frau Jennys Wangen. Alles umsonst — klagt es in ihr — vergebens, dass ich das Geld gebe! Das Henkerbeil bleibt schweben über Werners Kopf. Immer, immer werde ich zittern müssen vor diesem Ungekannten, diesem Wissenden! Ein Leben voller Angst, Qual, Unsicherheit — in den Händen eines gewissenlosen Menschen, der mit mir machen kann, was er will! Und am Ende... doch alles umsonst! Jahrelange Pein, Geldopfer, Furcht und Unruhe! Umsonst! Eines Tages vielleicht doch die furchtbare Anklage!

Nein! Das soll, das darf nicht geschehen! Jenny sitzt mit einem jähen Ruck aufrecht in ihrem Bett und presst beide Hände gegen die hämmernenden Schläfen. Morgen Abend um elf Uhr! Es ist dunkel draussen um diese Zeit, sehr dunkel! Kein Mensch ist auf der einsamen Strasse! Das Herdersche Grundstück ist unbewohnt, das nächste Haus mindestens 300 Meter weit entfernt! Niemand weiß davon! Man könnte... man müsste... In Fieber und Dunkelheit gebärt Frau Jennys armer, zermarterter Kopf einen wilden, irrsinnigen Gedanken.

„Aha!“ denkt der Kriminalbeamte Lemm auf seinem Beobachtungsposten gegenüber dem

Herderschen Grundstück. „Genau elf Uhr. Jetzt ist die Sache richtig!“

Eine Frauengestalt kommt von der Villa Nerger her die Strasse entlang, sieht sich scheu um und legt dann ein kleines Päckchen auf die Gartenmauer.

„Zehntausend Emmchen“, schmunzelt Lemm bei sich. „Wenn ich jetzt nicht im Dienst wär, würde ich die einsacken und mir den Funderlohn dafür holen. — Aber was denn na? Geht sie nicht nach Hause? Ne, wahrhaftig! Sie bleibt da drüben hinter der Baumgruppe stehen. Sieh mal an! Kurage hat das Fräuchen! Will den Herrn Erpresser kennen lernen. Hm, was wurdest sie denn jetzt an ihrer Handtasche herum? Hat sie da...?“ Der Beamte strengt seine Augen bis zum äussersten an und pfeift plötzlich leise durch die Zähne. „Ein Schreisseisen! So, so! Also das hat sie vor! Kinder, Kinder, was macht ihr euch selber für Ungelegenheiten! Wo doch die Polizei dafür da ist!“

Küh ist die Nacht. Frau Jenny fühlt die Kälte bis hinab in ihre Füße, während sie hinter dem Baum steht und auf den Erpresser lauert. Krampfhaft umspannt ihre Hand den Revolver, den sie aus dem Schrank ihres Mannes entwendet hat. Nichts anderes hat mehr in ihrem Kopf Platz als der Wille, Werner König von dem unheimlichen Mitwisser zu befreien! Für immer zu befreien! Kein Nachdenken, keine Ueberlegung, dass der Erpresser Helfershelfer haben, seine Beweise irgendwo schriftlich niedergelegt haben kann! Nur dieser tolle, leidenschaftliche Gedanke, gebo gen aus Mitleid, Quaal und Angst: Er muss weg!

Ah! Jetzt kommt er! Schritte kommen durch die Nacht, leichte, schnelle Schritte. Jetzt taucht da vorne eine Gestalt auf, nähert sich dem Gartenzaun, sieht sich suchend um —

Hemorrhoiden?

„RECTO-SEROL“



ist das deutsche, von den Aerzten der ganzen Welt bevorzugte Mittel gegen Hemorrhoiden, Fissuren, etc. Caixa Postal 833 - Rio.

— Frau Jennys Hand senkt sich. Das ist doch nicht... Das ist ja ein Kind! Ein kleines Mädel von höchstens zwölf Jahren! Das kann doch nicht...?

Eine Abgesandte! Frau Jenny sieht, wie das Kind das Päckchen von der Mauer nimmt und eilig den Weg entlang zurückgeht. Ohne an Vorsicht zu denken, läuft sie hinter ihm her. Da! Da jenseits der Wegbiegung, da steht etwas Schwarzes, Massiges! Ein Auto! Ohne Licht! Frau Jenny sieht, wie das Kind an den Wagen tritt, das Päckchen in eine ausgestreckte Hand legt. — Da ist sie heran. Grelle Lichter flammen plötzlich auf. Der Motor donnert los. Wie im Traum hört Jenny den Autschrei des Kindes, das erschrocken vor ihr zurückweicht! Sieht sekundenschnell über dem Steuer gebeugt die Gestalt eines Mannes: Den Revolver hoch und — — — „Halt!“ Schrei und Schuss fallen in eins zusammen, versinken beide im aufrauschenden Motorgebrüll. Jenny fühlt einen schmerzhaften Schlag gegen ihre Hand, die hoch emporgeschleudert wird. Irgendwo in die Luft ist die Kugel gesaut.

Und plötzlich sind drei, vier Männer da! Einer steht dicht hinter Jenny und umklammert ihren Arm. Ein anderer hat dem Kind, das davonlaufen will, den Weg versperrt. Zwei versuchen sich dem Auto in den Weg zu werfen, müssen zur Seite springen vor dem davonsausenden Ungetüm.

„Lasst'n sausen“, keucht der Kriminalbeamte Lemm. „Wir wissen ja, wo er zu finden ist!“

„Ick hab doch nischt getan“, heult das kleine Mädel, auf das einer der Beamten mit Fragen eindringt. „Se hat mir heut angaschiert und wollt mir mitnehmen! Nach Potsdam! Zeitungen tragen!“

„Wer — sie?“ „Na, die Dame, wo in det Auto sass! Morgen früh Schlag fünt sollt ick austragen, hat se jesagt! Und Muttern meente, wo ick doch Ferien hab...“

„Wo wohnt du?“ „Brunnenstrasse 204, Seitenflügel III. Ick hab nischt getan, Herr Wachtmeester! Ick sollt ja bloss nachsehen, ob da auf die Mauer noch 'n Päckchen lag!“

„Fräuchen, Fräuchen, was machen Sie für Zocken“, schüttelt der Kriminalbeamte Lemm den Kopf und sucht die an allen Gliedern zitternde, halb bewusstlos in seinem Arm Liegende zu beruhigen. „Das hätt' haarscharf böse ausgehen können für Sie!“

Frau Jenny taumelt empor, starrt in wildem Schrecken um sich auf die Männer, deren Taschenlampen durch die Nacht huschen. „Wer sind Sie? Was ist denn? Was wollen Sie von mir?“

„Polizei“, sagt Lemm gutmütig. „Wir wollen bloss feststellen, dass der Erpresser das Geld wirklich genommen hat.“

„Der — Erpresser!“

„Ja doch. Natürlich. Regen Sie sich nicht

auf, Frau Nerger. Wir wissen längst, was hier gespielt wird. Ihre Post wurde überwacht. Die netten Erpresserbriefe haben wir schon gelesen, ehe sie in Ihre Hände kamen. Und seien Sie froh, dass wir hier waren!“ Der Beamte hebt den zur Erde gefallenen Revolver auf und steckt ihn in die Tasche. „Mit dem Dings da hätten Sie sich totnuglich machen können. Wissen Sie, wen Sie eben erschossen wollten? Ihren Mann! Hugo Nerger!“

Frau Jenny versteht nichts. Irr geht ihr Blick von einem zum anderen. Und plötzlich bricht ein gurgelnder Schrei aus ihrer Brust.

„Er hats nicht getan! Er soll nicht... Ich will nicht... dass er... dem Henker...“

„Wenn Sie damit den Assessor König meinen“, sagt der Beamte Lemm und versucht die wila um sich greifende Frau möglichst zart festzuhalten, „dann können Sie sich beruhigen. Der Erpresser hat Sie beschwindelt. Herr Assessor König ist nicht der Mörder. Sehn Sie, das hätten Sie gleich erfahren können, wenn Sie man gleich mit den Briefen zu uns gekommen wären!“

Frau Jenny hört hört nichts mehr. Schwer und matt hängt sie in den Armen des Beamten. Eine wohlthätige Ohnmacht hat sie umfangen.

„Haussuchung ist 'ne langwierige und dreckige Arbeit“, sagt der Kriminalbeamte Lemm, als er am nächsten Morgen mit seinem Koufegen Haberland zur Herzogstrasse 38 wandert. „Una dann ist's immer noch unsicher, ob wir was finden. Die Luders können den Zaster ebensogut irgendwo ausser dem Haus verkrümelnt haben. Wir werden das Kind also anders schaukeln.“

Wohi eine halbe Stunde bleiben die beiden Beamten an der Ecke der Herzogstrasse wartend stehen, bis endlich die Tür des Hauses Nr. 38 sich öffnet und ein Mädchen herauskommt.

„Das ist sie“, treut sich Lemm. „Das Hausmädchen von der Ladosch. Scheint zum Markt zu gehen. Also tof ihr und sorg dafür, dass sie die nächste halbe Stunde nicht zuruckkommt. Morjen!“

„Ich komme von der Polizei“, sagt Lemm fünf Minuten später und zeigt flüchtig der öffnenden Erna Ladosch seine Marke vor. „Dürfte ich Sie um eine kurze Auskunft bitten?“

„Ja... ja, gern. Bitte, treten Sie näher. Ich... ich bin allerdings noch nicht... ganz angezogen...“

Das schlechte Gewissen steht ihr auf der Stirn geschrieben. Ihre Augen flackern unruhig umher, während sie den Beamten in die Stube führt. Aber der scheint nichts davon zu bemerken. Breit und behaglich lässt

Zu den Mahlzeiten...



nehme man ein schmackhaftes und angenehmes Getränk, das zur Förderung der Verdauung aller Speisen unschätzbare Dienste leistet.

Diesen Anforderungen entspricht in hohem Grade das

Malzbier da Brahma

mit geringem Alkoholgehalt, welches aus feinstem bayrischen Malz gebraut wird und reich an Vitaminen ist.

er sich in dem angebotenen Sessel nieder und macht ein wichtiges Amtsgesicht.

„Es handelt sich nämlich um eine gewisse Auguste Bär, die bei Ihnen als Hausmädchen in Stellung sein soll.“

„Ja, das stimmt. Aber sie ist augenblicklich nicht da. Sie ist...“

„Weiss ich schon, gnädige Frau. Tut mir leid, aber ich muss Ihnen die Mitteilung machen, dass die Auguste Bär eben bei einem Ladendiebstahl ertappt und verhaftet worden ist.“

„Auguste!?“ Erna Ladosch vermag ihre Erleichterung nicht zu verbergen. „Ach, es handelt sich also um... mein Hausmädchen?“

„Ganz recht. Ist Ihnen vielleicht in den letzten Tagen etwas abhanden gekommen?“

„Nein, ich wüsste nicht...“

„Die Bär scheint eine ganz geriebene Kanaille zu sein. Denken Sie mir nach, gnädige Frau. Vermissten Sie nicht etwas?“

Erna Ladosch hat ihren Schrecken verwunden. Der Beamte spricht so freundlich. Zu dumm, dass man sich gleich ins Bockshorn jagen liess. Der will ja gar nichts von ihr. Er nennt sie sogar „gnädige Frau“. Mit einem koketten Seitenblick zieht Erna Ladosch ihren seidenen Morgenrock zusammen.

„Ich weiss wirklich nicht, Herr Kommissar... das heisst... es sind mir da allerdings ein paar Kleinigkeiten abhanden gekommen... ich kann mir absolut nicht vorstellen, wo sie geblieben sind... aber...“

„Um eine Kleinigkeit handelt es sich nun gerade nicht,“ sagt Lemm trocken. „Bei der Bär sind zehntausend Reichsmark in bar gefunden worden.“

„Zehntausend...?“ Erna Ladosch bleibt vor Schreck der Mund offen stehen. „Um Himmelswillen! Das Geld! Ich... Morgen kommt

der Herr, der die Hypothek... Entschuldigen Sie mich einen Moment, Herr Kommissar: Ich muss doch gleich nachsehen, ob das Geld noch da ist!“

„Bitte sehr, gnädige Frau!“ Lemm bleibt geruhsam in seinem Sessel sitzen und zieht sein Notizbuch, während Erna Ladosch in wilder Aufregung in das Schlafzimmer eilt. Die hochgestöckelten, roten Morgenschuhe fliegen von ihren Füßen. Mit einem Satz ist sie auf dem Bett, hebt mit beiden Händen das darüber hängende grosse Oelgemälde hoch. Ein viereckiges Loch in der Tapete wird sichtbar...“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter,“ sagt hinter ihr eine ruhige Stimme. „Jetzt weiss ich Bescheid, wo die zehntausend Emmen sind.“

Mit einem Autschrei ist Erna Ladosch herungefahren. Krachend schlägt das schwere Bild auf die Bettkante, während sie entsezt den in der Tür stehenden Beamten anstarrt.

„Was... was soll das? Was erlauben Sie sich?“

„Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit,“ sagt Lemm sachlich. „Sie sind verhaftet.“

„Verh...? Ich? Warum denn? Was ist denn eigentlich...?“

„Na, kommen Sie schon. Hat ja alles keinen Zweck. Ihr Freund Nerger sitzt auch schon am Alex.“

„Das wäre erledigt!“ mit einem Seutzer der Erleichterung legt Dr. Dykke das umfangreiche Bündel der Polizeiakten in der Mordsache „Oberski und Genossen“ zur Seite und vermerkt darauf „Zur Registratur“. „Was haben Sie sonst, Henneberg?“

„Die Ermittlungsberichte in der Sache Dragonerstrasse. Die Vernehmung der Luise Kroi in der Mordsache Ritterstrasse. Dazu die in dieser Sache eingeforderten Listen der Hamburger Fremdenpolizei aus dem Jahre 1929. Die von der Staatsanwaltschaft zur nochmaligen Prüfung zurückgegebenen Akten der Mordsache Ehlers. Dann noch hier — ein Ersuchen der Polizeipräsidentur Nancy, in der Mordsache Prince nach einem gewissen Charles Hattinger zu fahnden.“

Dr. Dykke sortiert die Mappen, die der Assistent ihm hinlegt. „In der Mordsache Hofm

nichts?“

„Nein, Herr Kommissar. Dass Hugo Nerger ein Geständnis abgelegt hat in der Erpressungssache...“

„Ja, das hat Kollege Ziewewicz bereits heute früh durchgegeben. Nerger ist, wie zu erwarten stand, völlig zusammengeklappt, weniger infolge des erdrückenden Beweismaterials als von der Angst gepackt, in die Mordsache Holm verwickelt zu werden. Aber gehen Sie immerhin mal zu Ziewewicz rüber und bitten Sie ihn, mir mal das Vernehmungsprotokoll Nerger zu überlassen.“

„Jawohl, Herr Kommissar.“ — — —
Zehn Minuten später hat Dr. Dykke das Protokoll vor sich.

Vernehmung.

Aus der Haft vorgeführt erscheint der Kautmann Hugo Nerger, Berlin-Kladow, Amselallee 14.

Zu den Personalien befragt, gibt Nerger an:

Ich heisse Hugo Erwin Friedrich Nerger, geb. am 11. 3. 1900 zu Breslau, wohnhaft Berlin-Kladow, Amselallee 14, deutscher Staatsangehöriger, kath., verheiratet, bisher nicht vorbestraft.

Zur Sache erklärt Nerger nach Vorhalt der Aussagen der festgenommenen Erna Ladosch und der Kriminalwachmeister Lemm, Annscheid und Leopold:

Ich will ein Geständnis ablegen.
Es ist richtig, dass ich mich einer Erpressung an meiner Frau Jenny, geb. Holm, schuldig gemacht habe.

Meine Frau und ich leben in Gütertrennung. Meine eigene finanzielle Lage verschlechterte sich von Monat zu Monat. Ich brauchte dringend Geld, um mich zu sanieren. Meine Frau verweigerte mir entschieden Mittel aus ihrem elterlichen Vermögen, obwohl ich sie oftmals dringend und flehentlich darum bat. In jene Zeit fiel die Ermordung meiner Schwägerin Graziella in Stralsund. Aus Not getrieben, besprach ich mich mit Erna Ladosch und fasste den Plan, diese Gelegenheit zu benutzen, um mir von meiner Frau das nötige Geld zu verschaffen. Ich wusste, dass meine Frau dem Assessor König, der bei uns verkehrte, sehr herzlich zugetan war. Durch die Erzählung Königs wusste ich auch,

dass er in Stralsund vorübergehend festgenommen war. Es erschien mir nicht ausgeschlossen, dass meine Frau aus Mitleid mit König bereit sein würde, Geld zu zahlen, wenn sie zu dem Glauben gebracht wurde, dass er der Mörder Graziella Holms sei.

Den ersten Brief habe ich auf einer Schreibmaschine im Schreibraum des „Kaufhaus des Westens“ geschrieben. Den zweiten im Kautmanns Wertheim und den dritten wieder im „Kaufhaus des Westens“.

Meine Frau reagierte zunächst nicht auf die Briefe. Vor einigen Tagen kam sie jedoch zu mir, zeigte mir die Briefe und fragte, was sie tun sollte. Ich bestärkte sie in dem Verdacht, dass König in einem Wutanfall Graziella Holm getötet habe und riet ihr, das verlangte Geld zu zahlen, um den Freund zu retten. Als Zeitpunkt für die Hinterlegung des Geldes hatte ich den 12. Juli, 23 Uhr, angegeben. Am 12. Juli begab ich mich gegen sechs Uhr nachmittags in die Wohnung der Ladosch und besprach mit ihr noch einmal den Plan. Wir hatten bereits am Tage vorher bei der Autoverleih-Firma Schneider in der Lietzenburger Strasse einen Hochwagen für mehrere Tage gemietet. Ursprünglich sollte die Ladosch an der bezeichneten Stelle das Geld holen. Sie hatte jedoch Angst und bestand darauf, dass wir jemand anderes hinschickten. Durch eine Freundin kannte die Ladosch die Adresse der Frau Schulz, Brunnenstrasse 204. Wir fuhren gegen 8 Uhr dorthin und die Ladosch ging in die Wohnung der Schulz. Es war abgemacht, dass sie der Schulz anbieten sollte, in Potsdam ausstillweise eine Stelle als Zeitungsträgerin anzunehmen und sofort mit ihr dorthin zu fahren. Unterwegs wollten wir dann die Frau ersuchen, einmal nachzusehen, ob auf der Gartenmauer des Herderschen Grundstückes noch

AO PINGUIM H. Hillebrecht
 RESTAURANTE: AV. SÃO JOÃO 128
 E TAVERNA: RUA ANHANGABAHÚ, 2
 São Paulo
 Telefon:
 Bar 4-5507
 Gruta 4-2626

Ausgezeichnete Küche Jeden Sonnabend: Feijoada completa
 Allabendlich Künstlerkonzert, 7-1 Uhr; Sonn- u. Feiertags: Frühkonzert

CASA LITORAL

Rua General Osorio 152.
 Tel. 4-1293

Feinste Wurstwaren, Butter,
 Käse, Delikatessen aller Art.
 Sämtliche Backzutaten.
 Lieferung frei Haus.

Familienpension CURSCHMANN

Rua Florencio de Abreu
 133, Sobr. (bei Bahnhof)
 Telephon: 4-4094

Hugo Lichtenthäler

Rua Aurora Nr. 135

Austisches deutsches Möbelhaus

Grosse Auswahl in kompl.
 Zimmern u. Einzeilmöbeln.
 Auch TAUSCH und KAUF
 von gebrauchten Möbelstücken

Drucksorten

für Gewerbe u. Handel, rasch
 und billig, Typographia
 Wenig & Cia.
 R. Victoria 200. Tel. 4-5566

SIEMENS
PROTOS
STAUBSAUGER

SIEMENS-SCHUCKERT S. A.
 RUA FLOR. DE ABREU 43 | TEL. 3-3157 | SÃO PAULO

Die deutsche Qualitäts-Nähmaschine

der Seidel & Nanmann N. G.



Die neuesten Modelle

sind soeben eingetroffen! — Verkauf auch an
 Private im Fabrikslager São Paulo:

G. Oldendorf

Rua Senador Queiroz 79-A — Caixa 1072 — Tel. 4-0190 — S. Paulo

„Sublime“

die beste Tafelbutter

Theodor Bergander

Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620



WAFFEN MUNITION



deutsche Marken von Weltruf.

MUNITION SINOXID

enthält den weltbekannten rostverhütenden Sinoxid-Zündsatz.

DIANA-LUFTGEWEHRE

Sociedade Geco Ltd.

Rio de Janeiro, Rua Theophilo Ottoni 35

Filiale der Gustav Genschow & Co. AG., Berlin-Hamburg
Vertreter der Waffenfabriken: Mauser, Sauer & Sohn, Carl Walter u. a.



BAHIA

HAUPTSTADT
SÃO SALVADOR

BODENFLÄCHE:
529.379 qkm.

EINWOHNER:
4.203.033

ERZEUGNISSE:

Kakao, Tabak, Kaffee,
Baumwolle, Zucker, Edel-
steine, Kakasüsse,
Viehzucht etc.



Underberg

...Also sprach Tonico

Was in Küch'und Keller existiert
Wird hier schmackhaft präsentiert.
Damit dir's wohl ist vor und nach dem Schmause
Halt' stets'nen UNDERBERG im Hause.

UNDERBERG gibt Appetit und besorgt Verdauung mit.

UNDERBERG sollte in keinem Haushalte fehlen.

America Restaurant zum dicken Paulchen

GUT BÜRGERLICHER MITTAGSTISCH
RUA SÃO PEDRO 40 - Tel. 23-2705 - RIO

Pension Hamburgo

RIO DE JANEIRO
Altrenommierte Familienpension im Zen-
trum der Stadt. - Wunderschöne Lage.
Grosser Garten. - Mässige Preise.
Rua Cand. Mendes 84 (Gloria) Tel. 42-3098
Inh. N. Neubert

Hotel „Lutecia“

Inhaber: Jakob Christ
Modern eingerichtete und vollständig separate Appar-
tements mit Saal, Schlafzimmer, Bad und Telefon.
Rio de Janeiro, Rua das Sarranjeiras Nr. 486
Telefon: 25-3822

BAR UND RESTAURANT CIDADE HEIDELBERG

GUTE BRASILIAN. UND DEUTSCHE KÜCHE
Sonntags geschlossen
Feiertags geöffnet bis 3 Uhr nachmittag
Rua Miguel Couto 65 (früher Ourives) Tel. 23-0658

Deutsches Heim, Rio de Janeiro

Rua 7 de Setembro 140 - I
Tel. 42-3601

Rio-Reisende

besucht die **BAR ALPINO**
am Meeresstrand in **LEME**
Jeden Abend Stimmungsmusik
Rua Gust. Sampaio 115 / Av. Atlantica 142

Mios Weisse-Besucher

Danubio Azul

Avenida Mem de Sá 34
Telefon 22-1354
Prima Küche
Täglich Konzert
Immersten Stad Tanz

Pensão Allemã

Reichlich und gut ESSEN Sie
mittags und abends in der
RUA ACRE 71 - RIO
Eine Mahlzeit . . . 3\$700
Zehn Vales . . . 35\$000
Monatlich . . . 85\$000

RIO DE JANEIRO BAR UND RESTAURANT Stadt München

Rua Carioca 59 / Tel. 22-3304
(Zwei Minuten vom Rio-Hotel)
Gut bürgerliche deutsche Küche / Brahma-Schoppen
und sämtliche Getränke / Sonntags geschlossen.

Preiswert Kölnisch Wasser Erfrischend

das beliebte Qualitätsprodukt der
Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro
Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

In Rio wohnt der Reisende im FLUMINENSE HOTEL

Praça da Republica 207-209, nächst dem Bahn-
hof - Telephon 43-4860
Preise ohne Essen: Solteiros 7 und 8\$, Casae
14 und 16\$. - Auszug - Restaurant - Jedes
Zimmer fließendes Wasser (Portier am Bahn-
hof). Unter Leitung: Carl. Freder. Bergmann.

ein Paketchen läge, das wir vorgeblich am
Tage vorher dort liegen gelassen hätten. Frau
Schulz ist eine einfältige Frau, die schwer-
sten Verdacht schöpfen würde.

Ich wartete mit dem Wagen etwa zwanzig
Minuten vor dem Hause Brunnenstrasse
204. Dann kam die Ladosech heraus in Be-
gleitung eines elijährigen Mädchens und er-
klärte mir, Frau Schulz selber könne nicht
mitkommen, da sie morgen früh bei einer
Herrschaft waschen müsse. Sie habe aber
eingewilligt, dass ihr Töchterchen mitfahren
und sich den Lohn für das Zeitungstragen
verdienen solle.

Wir sind dann langsam über die Heerstrasse
Kladow gefahren. Unterwegs, auf der Gato-
wer Landstrasse, habe ich Halt gemacht, eine
Panne vorgetäuscht und bei dieser Gelegen-
heit das hintere Nummernschild des Wagens
durch Staub und Schmutz unkenntlich ge-
macht. Kurz vor elf Uhr waren wir in der
Nähe des Herderschen Grundstückes, wo ich
den Wagen anhielt. Wir hatten vorher unter-
wegs bereits über das angeblich vergessene
Päckchen gesprochen und baten nun das Mäd-
chen, auszustiegen und nachzusehen, ob es
noch dort läge. Wir beschrieben ihr genau
die Stelle. Als das Mädchen hinter der Weg-
biegung verschwunden war, schaltete ich vor-
sichtshalber alle Lichter am Wagen aus. Nach
etwa fünf bis sechs Minuten kam das Mäd-
chen zurück. Ich hörte jedoch deutlich, dass
jemand hinterherkam. Ich nahm dem Mäd-
chen das Päckchen mit dem Geld aus der
Hand und wollte es auffordern, schnell ein-

zusteigen, als ich bemerkte, dass aus dem
Dunkel eine Frauengestalt auftauchte und
rasch auf den Wagen zulief. Fast gleichzeit-
ig sah ich einen Mann aus dem der Strasse
gegenüberliegenden Gebüsch springen. Darauf-
hin gab ich sofort Gas und fuhr, ohne mich
weiter um das Mädchen zu kümmern, in
schnellem Tempo in der Richtung auf Ga-
tow davon. Beim Abfahren sah ich noch zwei
oder drei weitere Männer aus dem Gebüsch
kommen. Sie versuchten mir den Weg zu
verstellen, mussten jedoch vor dem Wagen
zur Seite springen. Die Frauensperson habe
ich in der Dunkelheit nicht erkennen können,
nehme aber an, dass es meine Frau war.
Die Männer konnte ich nicht erkennen. Ich
konnte auch nicht sehen, dass es Polizeir-
beamte waren.

Wir sind dann, um unsere Spur zu verwir-
ren, über Gross-Glienike—Staaken—Spandau-
Berlin kreuz und quer gefahren. Um zwei
Uhr nachts habe ich den Wagen im Hotel
Exelsior untergestellt und dortselbst ein Zim-
mer genommen, das ich jedoch nicht benutzt
habe. Ich bin mit der Ladosech dann noch
in das Café Europahaus gegangen und habe
dort mit ihr verabredet, dass sie eine Taxe
nach Spandau nehmen sollte. Sie sollte jedoch
nur bis zum Markt fahren und den Rest des
Heimwegs zu Fuss zurücklegen. Das Geld
gab ich ihr bis auf zehn Hundertmarkscheine
in Verwahrung. Darauf habe ich selbst am
Potsdamer Platz eine Taxe genommen und
bin nach Hause gefahren, wo ich bei meiner
Ankunft von zwei Beamten festgenommen
wurde.

Ich erkläre ausdrücklich, dass ich keinerlei
Tatsachen kenne, die geeignet sind, den As-
sessor König in der Mordsache Holm zu be-
lasten. Ich weiss über den Hergang in Straf-
sund nur das, was mir König selbst darüber
mitgeteilt hatte. Alles andere, was ich in den
Briefen geschrieben habe, war reine Erin-
dung. Ich bin nicht in Stralsund gewesen und
habe mit der Mordsache Holm nichts zu tun.
Ich wollte nur meine Frau zur Hergabe einer
grösseren Geldsumme zwingen. Die mir vor-
gelesene Aussage des Assessors König über
die Ereignisse in Stralsund, so weit sie ihn
betreffen, stimmt überein mit dem, was Kö-
nig auch mir darüber erzählt hat. Etwas
Neues weiss ich nicht darüber. Ich glaube
auch nicht, dass Assessor König der Täter
sein kann. Die mir vorgelegten, an Frau
Jenny Nerger gerichteten anonymen Briefe
habe ich geschrieben.

v. g. u.
Hugo Nerger.

„Na, das stimmt ja so ziemlich mit dem
überein, was die Ladosech ausgesagt hat,“ nickt
Dr. Dykke, das Schriftstück hinlegend. „Nur
dass die Ladosech nichts von geschäftlicher

Notlage des Nerger weiss, sondern aussagt,
dass er von dem Geld eine Aegyptenreise mit
ihr zusammen bestreiten wollte. Damit wäre
die Angelegenheit für uns abgetan. Oder glau-
ben Sie, Henneberg, dass Nerger doch ir-
gend etwas Belastendes über den Assessor
König wirklich weiss?“

„Sieht nicht so aus, Herr Kommissar. Wenn
das der Fall wäre, hätte er bestimmt ausge-
packt, um sich zu entlasten.“

„Meine ich auch. Also geben Sie Herrn
v. Ziewewicz das Protokoll zurück.“

Stunden angestrengter Arbeit über den ver-
schiedenen Akten. Dazwischen ein paar Ver-
nehmungen, Telefongespräche mit der Staats-
anwaltschaft und anderen Dezernaten, Diktate,
Bersprechungen mit den Beamten vom Aussen-
dienst und Kollegen anderer Abteilungen —
erst um sechs Uhr kommt Dr. Dykke dazu,
Feierabend zu machen.

Als er sein Dienstzimmer verlässt und den
Flur entlang geht, kommt ihm eben der kleine
fixe Kommissar Engels vom Einbruchs-Dezer-
nat, gefolgt von zwei seiner Beamten, entge-
gen. Dr. Dykke grüsst lächelnd den schwäch-
tigen Kollegen, der aussieht wie ein junger
Ladenschwengel, aber bei allen „schweren Jun-
gen“ der Reichshauptstadt in riesigem Respekt
steht.

„Na, Lausbuben gesucht, Engels?“
„Einbruch in einem Wäschegeschäft in der
Frankfurter Strasse,“ lacht der kleine Beam-
te zurück. „Das Uebliche. Nichts Besonde-
res.“

„Na — und?“
„Berufsganoven. Zünftige Arbeit. Will mal
schnell in der Kartothek nachsehen, wer von
meinen lieben Freunden momentan auf dem
Kriegspfad ist.“

„Haben Sie Spuren gefunden?“
„Massig,“ lacht Kommissar Engels. „Wun-
derschönen Fussabdruck, ausserdem noch 'ne
rote Wollfaser.“

Dr. Dykkes geschultes Gehirn schlägt so-
tort Alarm. Rote Wollfaser? Das Wort hat
er doch in einem Bericht gelesen? Das war
... Donnerwetter auch: Das ist doch Mord-
sache Holm! Bei der Leiche wurde ein rotes
Wollfaserchen unter den Fingernägeln gefun-
den: — Langsam, langsam — warnt Dr. Dykke
sich selber und zwingt die plötzlich davon-
schiessenden Gedanken in ruhige Bahnen. Es
gibt unendlich vier rote Wollfasern in der
Welt. Deshalb braucht nicht gleich... Aber
trotzdem...

„Haben Sie das Ding bei sich,“ erkundigt
er sich angelegentlich. „Dann zeigen Sie mir's
doch mal, ja?“

Kommissar Engels holt ein Tütchen aus
dünnem Glaspapier aus der Tasche, tritt an
eine der Flurlampen und nimmt behutsam mit
einer Pinzette ein winziges Fädchen heraus.

„Hing an der zersplitterten Schlossfüllung
der Ladentür,“ erklärte er sachlich. „Mögli-
cherweise ist der Einbrecher beim Hinaus-
gehen an den Holzsplittern hängen geblieben.
Das Ding sieht aus, als ob es aus einem
roten Wollweater stammt. Haben Sie In-
teresse daran, Kollege Dykke?“

Aufmerksam betrachtet Dr. Dykke die Fas-
ser. Dunkelrot. Oh Wolle oder Baumwolle,
vermag nur ein Fachmann zu unterscheiden.
„Kommen Sie doch mal mit in mein Zim-
mer, lieber Engels,“ sagt er entschlossen.
„Jetzt will ich Ihnen mal was zeigen.“

Minuten später stehen die Beamten in Dyk-
kes Dienstzimmer, mit Lupen bewaffnet, über
die beiden Fäserchen gebeugt. Engels kneift
die Augen schmal zusammen.

„Sehen sich verdammt ähnlich, die Dinger.
Farbe scheint genau die gleiche zu sein. Wo-
her stammt das Partikelchen da?“

„Das haben die Stralsunder Kollegen un-
ter dem Fingernagel der ermordeten Graziella
Holm gefunden. Sie wissen: Die Sache mit
dem in Brand gesteckten Auto!“

Kommissar Engels pfeift feise vor sich hin.
„Sehr interessant. Da werd ich mich dem
Einbruch in der Frankfurter Strasse mal mit
ganz besonderer Hingabe widmen.“

Dr. Dykke klingelt dem Beamten vom In-
nendienst. „Bringen Sie diese beiden Stoff-
fasern ins Laboratorium. Ich lasse Herrn Dr.
Ingemeyer bitten, sie zu untersuchen. Fügen
Sie hinzu, dass es für uns von allergrösster
Wichtigkeit ist, zu erfahren, ob die beiden
Fasern aus demselben Gewebe stammen oder
nicht.“

Dr. Dykke sieht auf die Uhr. „Wenn es
Ihnen recht ist, Engels, begleite ich Sie in
die Kartothek. Ich habe sonst doch keine
Ruhe heute abend.“

Oben in dem langgestreckten, nach Papier
und Leim riechenden Raum, der die Kartothek
enthält, sind die Beamten der Einbruchs-
abteilung bereits bei der Arbeit, als Dykke
und Engels eintreten. Sie sitzen an einem
Tisch und studieren die Pappkarten, die der
Kollege von der Kartothek aus den alpha-
betisch geordneten Kästen entnimmt und ihnen
hinreich. Nicht nur allgemein sind die Kar-
totheken geordnet. Jedes Dezernat der Kri-
minalpolizei hat hier auch eine ausgewählte
Sammlung mit den Personalien seiner „gu-
ten Freunde“. (Fortsetzung folgt)

Neuheiten
in allen Abteilungen
In- und ausländische

- Sommerstoffe
- Handtaschen
- Blumen
- Gürtel
- Kragen
- Plissé
- Filet-Handschuhe
- Seiden-Schals
- und Dreiecke
- Schweizer
- handbestickte
- Taschentücher

Casa Lemcke
S. PAULO, Rua Libero Badaró 303
SANTOS, Rua João Pessoa 45-47

Stilles Behagen
Deutsche Weingroßhandlung
Rio - Caixa 1394
Frohes Genießen!



Artisten - Attraktionen - Angstsekunden

Spiel mit dem Leben zwischen Himmel und Erde Ein Tatsachenbericht von Peter Paul Möbius

(Fortsetzung und Schluß.)

Holger Andersen arbeitete ruhig, als stünde er auf der Bühne eines großen Varietés, als hätte das Publikum dort unten in der Tiefe brav sein Eintrittsgeld bezahlt und hätte nun ein Anrecht darauf, zuzusehen, wie ein Waghalsiger sich das Genick bricht.

Er vollführte einen einarmigen Handstand auf der Kante der Rathausgasse und winkte der Menge unter sich mit der anderen Hand zu.

Holger Andersen hatte ein Gefühl der Befriedigung: Vor einer so großen Zuschauermenge hatte er noch nie gearbeitet.

Inzwischen war auch die Polizei aufmerksam geworden auf den seltsamen Artisten. Zwei Beamte kletterten die Stufen im Innern des Turmes empor und schoben den Kopf durch die oberste Luke unterhalb der Spitze.

Holger Andersen begrüßte sie mit allen Formen der Höflichkeit, bedauerte aber, ihrer Aufforderung, herunterzukommen, noch nicht Folge leisten zu können, da sein Programm noch nicht zu Ende sei.

In aller Ruhe arbeitete er weiter und stieg dann erst zu den Polizeibeamten durch die Luke.

Unten angekommen, wurde er von der begeisterten Menge mit Jubel begrüßt, der sich zu ehrlicher Begeisterung steigerte, als man feststellte, daß der waghalsige Artist ein feines Bein hatte.

Einer der Zuschauer trat auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand, wobei er ihm einen Zwanzigfronenschein überreichte.

Holger gab den Schein lächelnd zurück.

„Ein Jermun, mein Herr,“ sagte er. „Ich habe meinen Hals nicht riskiert, um nun zu fameln. Ich will Arbeit haben, um mich und meine Familie vor dem Hungertod zu retten. Falls unter Ihnen ein Varietédirektor sein sollte...“

Es war keiner unter der Menge. Varietédirektoren pflegen um diese frühe Morgenstunde noch keine artistischen Darbietungen auf der Straße zu beaugenscheinigen.

Holger Andersen mußte mit zur Wache, wo man ihm sagte, daß er sich wegen groben Unfalls zu verantworten haben würde.

„Sie nehmen's grober Unfal,“ sagte er. „Für mich war's ein Verzweiflungsakt. Aber wie Sie wollen...“

Fünfzig Kronen Geldstrafe! Müde geredet.

„Kann ich das nicht in Form einer Gratisvorstellung abarbeiten?“ fragte Holger Andersen in einem Anflug von Galgenhumor.

Es war nicht nötig.

Am Nachmittag desselben Tages hatte er einen Vertrag in der Tasche. Er war von demselben Varieté engagiert worden, in dem vor wenigen Jahren Eilian Leigel abgestürzt.

Da brach die Hölle los Abenteuer im frauenarmen Kanada.

Es gibt für den Artisten kein schlimmeres Wort als das: Ohne Engagement!

Das heißt nicht einmal immer: Not, Elend — das heißt oft auch nur: Aus der Übung kommen, nach hinten gedrängt werden, in Vergessenheit geraten.

Aber das Vergessenwerden — ist es nicht doch fürchterlicher als Not und Elend?

Gegen Not kann man sich wehren, kann man ankämpfen — aber warten müssen, bis man wieder gerufen wird, in erzwungener Untätigkeit ausgeschaltet zu sein aus dem großen Kreis der Arbeitenden, nicht wissend, ob morgen vielleicht der ersuchte Vertrag kommt... das kostet Nerven.

Dann schon lieber Engagement an einem kleinen Varieté. Dann schon lieber irgendwo unterkriechen!

Dem Artisten Gorge Lalonde ging es so.

Er hatte den Anschluß verpaßt. Pflöchlich sagten ihm die Agenten, daß seine Nummer nicht mehr weltstädtischen Ansprüchen genüge, daß er etwas Neues bringen müsse, anderenfalls sei nichts zu machen.

George Lalonde war Zauberer und Illusionist.

Er brachte verblüffende Tricks, gewiß, aber diese Tricks waren nicht gerade neu, diese Tricks hatten zu viele Nachahmer gefunden. Das Ausarbeiten einer neuen Nummer erfordert Zeit und Geld und beides hatte George Lalonde nicht.

In Montreal war er sitzengelieben, in der Hauptstadt Kanadas.

George Lalonde war ein Mann von schnellen Entschlüssen. Sind es nicht die großen Varietés, begnügen wir uns mit den kleineren, sagte er sich und seiner Partnerin. Sind es nicht die kleineren, machen wir Vorstellungen auf eigene Faust. Ein Artist muß sich zu helfen wissen.

Und schon war er unterwegs. In den kleinen, abgelegenen Orten Kanadas, wo die Holzfäller, Gallensteller und Pelzjäger hausen, wohin die Zivilisation gerade noch ein paar kümmerliche Ableger verpflanzt hat, fand er ein dankbares Publikum.

Die Männer, die hier im harten Kampf standen, waren froh über jede Abwechslung.

Die Vorstellungen waren ausverkauft. Und George Lalonde machte die Erfahrung, daß auf diese Weise fast mehr zu verdienen war als durch Engagements an großen Varietés.

Eines Tages, im Oktober des Jahres 1936, kam er auch nach Shawville, einem kleinen Ort, 230 Kilometer von Hall entfernt.

Der Zuschauerraum war dicht besetzt. Aber unter diesen Zuschauern befand sich nicht eine einzige Frau. Es gab zwar einige Frauen in Shawville, die sich jedoch in festen Händen befanden und von ihren Männern wie Ängäpfel gehütet wurden. Es hatte Kämpfe um sie gegeben. 90 v. H. der Männer von Shawville verbrachten ihr Leben ohne Frau.

Hätte George Lalonde gewußt, was das bedeutet — er hätte an diesem Abend vielleicht seinen Haupttrick nicht gezeigt. Dieser Haupttrick war uralt, aber unter den primitiven Menschen der Provinz Ontario war seine Wirkung immer verblüffend gewesen: Das Zerlegen einer lebenden Frau.

Da stand es, das arme Opfer, das in der nächsten Minute in die Kiste steigen sollte, um zerlegt zu werden.

George Lalondes Partnerin war jung und hübsch. Lächelnd stand sie vor den Männern von Shawville, warf ihnen ein paar kokette Knixhändchen zu — und stieg dann ergeben in die Kiste, in der sich ihr Schicksal erfüllen sollte.

George Lalonde schloß die Kiste und hielt eine kurze Ansprache an seine Zuschauer.

„Gentlemen,“ sagte er, „ich werde Ihnen jetzt die Hauptattraktion meines Programms zeigen. Vor Ihren Augen werde ich die junge Dame, die eben, wie Sie gesehen haben, in die Kiste stieg, zerlegen. In ihrer Verhüllung verhiere ich Ihnen allerdings, daß ich die zerlegte Dame ordnungsgemäß wieder zusammenzusetzen werde, ohne daß Sie nachher die Spur meines Attentates finden können.“

Die Männer von Shawville saßen unten mit angespannten Mienen. Aufregung spiegelte sich in ihren Gesichtern wider. Würde der Mann auf der Bühne es wirklich wagen, die entzückende Dame zu zerlegen? Er hatte versprochen, sie wieder zusammenzusetzen, schön... aber wie nun, wenn es ihm nicht gelang? Wenn die zerlegte Dame — zerlegt blieb?

Man sah es ihnen an, daß sie hofften, George Lalonde würde noch im letzten Augenblick von seinem Experimente absehen. George Lalonde jedoch nahm seelenruhig eine richtige, scharfe Säge, setzte sie an den Rand der Kiste und begann zu arbeiten.

Da brach unten die Hölle los. Die Männer sprangen von ihren Sitzen auf, warfen Stühle um, brüllten, tobten, schrien...

Verblüfft hielt Gorge Lalonde inne. Hoch beschwichtigend die Hand und wollte seine Arbeit wieder aufnehmen.

In derselben Sekunde krachte ein Schuß.

George Lalonde brach zusammen.

Der Tumult erreichte seinen Höhepunkt.

Der Schütze war mit zwei Sprüngen auf der Bühne, riß den Deckel der Kiste auf und sah die Gerettete zusammengekauert in der einen Hälfte der Kiste hocken, die von der gefährlichen Säge nie erreicht worden wäre.

Verdutzt starrte er sie an.

Die schlankste junge Dame richtete sich empört auf und versetzte ihrem „Retter“ eine schallende Ohrfeige.

Nun erst fiel ihr Blick auf den am Boden liegenden Zauberer, während der Schütze benommen davonwankte, stürzte das Mädchen auf George Lalonde zu, warf sich neben ihm nieder und schrie und jammerte zum Götterbarren.

George Lalonde wurde nach Hall gebracht, wo es den Ärzten des dortigen Krankenhauses gelang, die Kugel aus der Brust zu entfernen.

George Lalonde reist heute noch durch Kanada und die einsameren Gegenden der Vereinigten Staaten. Bevor er allerdings die Nummer „Das Zerlegen einer Dame“ ankündigt, müssen sämtliche Schußwaffen an der Kasse abgegeben werden.

Tritt er in einem Orte auf, in dem das Publikum nur aus Männern besteht, unterläßt er den Trick ganz. Es könnte doch sein, daß irgend ein Hühling mit einem Dolch auf die Bühne stürzt. Und ein zweites Mal möchte George Lalonde das Krankenhaus aus solchem Unluf nicht aufsuchen, ganz abgesehen davon, daß Dolch und Kugel doch einmal einen Körperleil treffen könnten, der nicht mehr zusammenzufügen geht...

Ein Mädchen gegen zwei Löwen. Die Predigt im Löwenkäfig und ihre Folgen.

Reverend Allan Wood hatte seinen Beruf als Gottesprediger aufgegeben und war — Artist geworden. Ein etwas seltsamer Artist allerdings, der den gefährlichen Rahmen, mit dem er sich

umgab, dazu benutzte, dem Publikum seine Ansichten über Welt und Menschen mitzuteilen.

Abend für Abend trat er in dem großen Vergnügungspark Skegnes bei London auf. Trat auf in einem Löwenkäfig.

Allan Wood war ein Mann von 67 Jahren, es konnte also nicht als jugendlicher Uebermut bezeichnet werden, was er tat.

Dem Publikum gefiel die Darbietung. Weniger wegen der etwas salbungsvollen Ansprache, die der ehemalige Geistliche hielt, als vielmehr der beiden Löwen wegen, die ihm Gesellschaft leisteten.

Man sah es den Wästenföhnen an, daß sie durchaus nicht harmloser Natur waren.

Ob die Besucher des Vergnügungsparkes hofften, hier eines Abends eine Sensation erleben zu können.

Im Sommer 1937 — am 27. Juli — trat sie ein, die Sensation.

Der ehemalige Geistliche hielt, wie allabendlich, seine Ansprache an das Publikum.

Diese Ansprache erklieten ihre Würze noch durch die Zwischenrufe, die aus dem Zuschauerraum stiegen und die von dem Mann im Löwenkäfig schlagfertig beantwortet wurden.

Auch an diesem Abend fiel solch ein Zwischenruf.

Allan Wood trat dicht an das Gitter, um dem Zwischenrufer zu antworten. Einen Augenblick lang nur ließ er die beiden Löwen aus dem Blickfeld und sah nicht, daß die eine der Bestien plötzlich ihren Platz verließ und sich ihm hinterrücks näherte.

Ein angstvoller Ruf wollte ihn darauf aufmerksam machen... der Mann trat einen Schritt zurück und setzte seinen Fuß versehentlich auf die linke Vorderkante des Löwen.

Ein Anbrüllen des Tieres... Bevor überhaupt jemand begriff, was geschah, hatte sich der Löwe aufgerichtet und sich auf Allan Wood gestürzt, mit einem fürchterlichen Prankenklag dem alten Mann den Rücken anstreifend.

Und schon setzte auch der zweite Löwe zum Sprunge an.

In Zuschauerraum schrien Frauen entsetzt auf, brüllten Männer — alles sprang auf... eine Panik brach aus...

Allan Wood schien verloren.

Da ereignete sich etwas Unfassbares. Während die übrigen Artisten fassungslos in den Käfig starrten, hatte ein junges Mädchen mit bewundernswertem Geistesgegenwart eine Peitsche und eine Eisenstange, die vor dem Käfig lagen, aufgenommen, die Tür aufgerissen und drang in den Löwenkäfig ein.

Die Menschen verfolgten in fieberhaftem Schrecken die Katastrophe, die in der nächsten Sekunde noch grauenhafter enden mußte...

René Sommer, die junge Artistin, die dem alten Mann zu Hilfe eilte, schlug mit der Peitsche auf den Löwen ein, der über Allan Wood stand.

Die Bestie ließ ab von dem alten Mann und wendete sich der neuen Feindin zu. Bevor der Löwe aber heran war, stieß René Sommer dem Tiere mit aller Kraft die Eisenstange in den Rücken.

Auffeulend zog sich der verwundete Löwe zurück in die äußerste Ecke...

Schon war der andere Löwe heran.

René Sommer ließ die Eisenstange auf den Schädel der Bestie niedersausen. Der Löwe duckte sich. Deutlich sah sie die stichförmig funkelnden Augen vor sich und wußte, daß sie verloren war, wenn sie wartete, bis das Tier sie angriff.

Beherzt ging sie auf den geduckt kauern den Löwen zu.

Der wich zurück, führte aber mit der Pranke einen Hieb nach ihr und streifte ihren Arm, eine tiefe Fleischwunde reißend.

In derselben Sekunde rannte zischend die Peitsche über die Schwanz des Löwen.

Das Tier heulte vor Schmerz und setzte zum Sprunge an.

Vor dem Käfig hatte sich inzwischen die Erstarrung der Kollegen René Sommers gelöst.

Der eine Löwe, dem sie die Eisenstange in den Rücken stieß, war zwar ungefährlich. Er lag winselnd in der Ecke und leckte das Blut ab, das ihm aus der Schwanz rannte.

Aber der andere...

Sekunden nur noch konnte es dauern, bis das Mädchen sein wehrloses Opfer werden mußte.

Einer der Männer riß die Tür auf und stürzte in den Käfig, gefolgt von zwei, drei anderen.

Witzschnell packten sie Allan Wood und schleppten hinaus. Ein anderer nahm dem Mädchen die Eisenstange ab und führte einen fürchterlichen Hieb gegen den zum Sprunge bereiten Löwen.

Krachend sank die Stange auf den Schädel der Bestie nieder, sie sekundentlang betäubend.

Die kurze Panik benutzten der Mann und René Sommer, den Käfig zu verlassen.

Um keinen Augenblick zu früh.

Der Löwe hatte sich gerade wieder erholt und sprang in ohnmächtiger Wut gegen das Gitter...

Kaum hatte sich die Tür hinter René Sommer geschlossen, da brach sie ohnmächtig zusammen und wurde von ihren Kollegen in ihre Garderobe gebracht.

Die Verletzungen, die Allan Wood davonge-

tragen hatte, waren fürchterlich, aber er kam mit dem Leben davon. Der jungen Artistin René Sommer hatte er es zu verdanken, daß er nicht vollständig zerfleischt wurde.

René Sommer hatte sich bald wieder erholt. Nachdem ihr Arm verbunden war, stand sie auf. Die bewundernden Glückwünsche der Kollegen wies sie zurück.

„Es ist selbstverständlich, daß ich dem alten Mann zu Hilfe eilte,“ sagte sie lächelnd. „Wir sind doch Artisten... und Artisten halten zusammen.“

Eine halbe Stunde später kam ihr Austritt.

Der Direktor wollte sie an diesem Abend davon entbinden.

„Der Schreck wird Ihnen in den Gliedern sitzen, Miß René. Uebrigens, gestatten Sie, daß ich Ihnen das sage. Sie sind ein tapferes Girl. Also, wenn Sie...“

„Ich arbeite,“ unterbrach ihn René Sommer. „Lassen Sie Jimmy in die Manege bringen.“

Jimmy war ihr Pferd, auf dessen Rücken René Sommer weuige Minuten später durch die Manege jagte, umtost von dem Beifall des Publikums, das die junge Artistin feierte, wie noch nie eine Zirkusreiterin gefeiert worden war...

Ein Leben verlor seinen Sinn. Die Tragödie Alfredo Codonas.

Artisten... stündlich umgeben von Gefahr, immer darauf gefaßt, in der nächsten Sekunde aus Glanz und Ruhm hinabgeschleudert zu werden in ein fürchterliches Nichts, das noch gnädig ist, wenn hinter seinen dunklen Schatten ein rascher Tod steht.

Vor nicht allzulanger Zeit ging durch die Welt-presse die Nachricht von der Tat Alfredo Codonas, des Mannes, der als einziger den dreifachen Salto am Trapez vorführte.

Seine Tragödie begann mit dem Abstieg seiner Frau Eilian Leigel in Kopenhagen. Ihr Tod war sein Schicksal, an dem auch sein eigenes Leben zerbrach. Er heiratete wieder, Vera Bruce, eine Kollegin. Aber Alfredo vergaß Eilian Leigel nie. Eines Tages stürzte auch er ab — er kam mit dem Leben davon, aber mit seiner Artistenlaufbahn war es zu Ende. In Florida lebte er zurückgezogen. Eilian, der Unvergessenen, errichtete er dort auf seinem Besitzum ein Mausoleum.

Bis eines Tages seine Frau kam, Vera Bruce, und die Scheidung verlangte. Der Verbitterte willigte ein. Es war eine sogenannte Verpaßheirat gewesen. Partner banden sich aneinander, um eine festere Fessel zu haben, als Verträge es waren. Der eine Partner war angeschaltet worden — wozu also länger das Zusammensein?

Alfredo Codona hockte in seinem Haus in Florida. Schwerenutts befiel ihn. Wozu überhaupt dieses Leben noch, das ohne Wert war? Ihm fehlte alles, was das Leben lebenswert machte. Den besten Menschen verlor er... ein Krüppel war er, da drängen in der Welt vergessen, obwohl ihm vor wenigen Jahren noch eine Welt zu Füßen lag.

Als er einige Tage später zum Rechtsanwalt gerufen wurde, wo er mit Vera Bruce verhandeln sollte über ihren Anteil an seinem Vermögen, geschah es.

Er bat den Rechtsanwalt, ihn einen Augenblick mit seiner Frau allein zu lassen, sah sie an und hielt plötzlich einen Revolver in der Hand.

„Weiter kann ich nichts für dich tun, sagte er — und schloß. Sie sank mit einem Schrei zusammen. Zwei Sekunden später krachte ein anderer Schuß, mit dem Alfredo Codona seinem eigenen Leben ein Ende machte.“

Alfredo Codonas Leben hatte seinen Sinn verloren, seitdem er es nicht mehr allabendlich aufs Spiel setzen konnte — er machte einen Schlußstrich darunter.

Es war ein Leben ohne Ziel geworden.!

Aber solange das Ziel noch da ist, kämpft sie. Not kann sie nicht unterkriegen — Not stählt höchstens den Willen.

Wenn Sie Angst haben...

Wenn Sie Angst haben, eine Halsentzündung zu bekommen, vielleicht schon fozar Halsschmerzen haben, nehmen Sie am besten im Laufe des Tages oder vor dem Schlafengehen einige Panflavinpastillen. Der Erfolg wird Sie überraschen.

Der wirksame Bestandteil der Panflavinpastillen ist Trypflavin, das eine sichere Wirkung selbst den gefährlichsten und widerstandsfähigsten Krankheitskeimen gegenüber besitzt, wie z. B. den Streptokokken, ohne dabei auch nur die geringste Gewebs- oder Allergeneinwirkung zu verursachen. Selbst Kindern oder Personen vorgeschrittenen Alters kann man dieses Mittel unbedenklich Wochen und Monate hindurch geben.

Die Panflavinpastillen schmecken angenehm nach Schokolade, lösen sich im Speichel, verteilen sich auf die Schleimhäute und desinfizieren so die Mund- und Rachenhöhle. Die Schleimhautuntersuchung streptokokkenkranker Personen ergab, daß schon einige Stunden nach einer Panflavinegabe virulente Keime nicht mehr vorhanden waren.

Benutzen Sie vor und vergessen Sie nicht, stets ein Gläschen Panflavinpastillen im Hause zu haben.

Ausgerechnet Josua soll er heißen?

Kleine Plauderei über Vornamen — Von Dr. J. v. Leers

Vor einiger Zeit hat das Kammergericht in Berlin eine sehr interessante Frage entschieden: Ein arischer Vater hatte beim Standesbeamten beantragt, für seinen Sohn den Vornamen „Josua“ einzutragen. Der Standesbeamte hatte sich geweigert und geltend gemacht, Josua sei ein rein hebräischer Name und habe in die deutsche Sprache so wenig Eingang gefunden, daß man ihn als deutschen Vornamen nicht ansehen könne. Der Vater aber betonte, der Name sei biblischen Ursprungs — er dürfe doch wohl seinem Kinde einen Namen geben, der in der Bibel stünde! Außerdem sei der Name Josua in seiner Familie traditionell, sie hätten alle so geheißt.

Das Kammergericht hat nun diesen Streit, der durch alle Instanzen ging, dahingehend entschieden, daß ein deutsches Kind erst einmal einen deutschen Namen haben müsse. Das sind also Namen, die aus der deutschen Geschichte, Sage oder Heldenlieferung stammen. Es ist also zu wünschen, daß Eltern ihren Kindern erst einmal einen Namen wie beispielsweise Siegfried, Heinrich, Otto, Dietrich, Rudolf, Friedrich geben, oder, wenn es sich um Mädchen handelt, Gertrud, Gudrun, Hildegard, Gisela. Wer seinem Kind einen Namen wünscht, daß Eltern ihren Kindern erst einmal einen Namen darf hierzu feststellen, daß ja leider in Laufe unserer Geschichte die Zahl der eigenen Namen stark abgenommen hat. Immerhin haben wir außer den genannten doch noch Bernhard, Ulrich, Gottfried, Wolfgang, Konrad, Burkhard — es besteht auch gar kein Bedenken dagegen, einen etwas unüblicher gewordenen Namen wieder lebendig zu machen. Warum soll ein Vater seinen Sohn nicht Hildebrand, Sigelher, Gernot nennen? Gerade das Nibelungenlied ist ja reich an solchen, alten, deutschen Namen.

Wir haben etwa noch als deutsche Jungennamen Walter, Werner, Nipert, Nurecht, auch einige ältere, die man gewiß wieder ansuchen könnte, wie Wiprecht, Delf, der in Schleswig-Holstein übrigens heute noch sehr gebräuchlich ist, selbst Theodorich und manche der in Friesland noch heute lebendigen Vornamen wie Uwe, Kai könnte man wieder mehr verbreiten.

Richard und Eduard kommen aus England.

Daneben steht eine Anzahl von Namen, die an sich aus fremden Sprachen abgeleitet sind. Aus der englischen Sprache etwa stammen Richard, Eduard, beides Namen germanischen Ursprungs; aus der lateinischen Sprache kommt Viktor (auf Namen gelegentlich Sven, Erich, als Mädchennamen Sigrid, Ingeborg, Dagmar eingedrungen. Es besteht kein Bedenken, diese Namen anzuwenden; ebenso ist es sicher nicht bedenklich Olga, einen aus dem Russischen ursprünglich einmal entlehnten, aber ganz im deutschen Sprachgut aufgegangenen Namen anzuwenden; aus der griechischen Sprache stammt Alexander (auf deutsch: „Wohngam“), Georg (auf deutsch „Landmann“), aus der lateinischen Sprache kommt Victor (auf deutsch „Sieger“), Rosa, Stella (auf deutsch „Sterne“); ob man gerade sein Kind Ulfra nennen soll, ist eine Frage, denn das heißt eigentlich die „Wärin“. Sonst aber besteht sicher gegen solche fremden Namen kein Bedenken.

Zebedäus Müller gibts nicht mehr.

Ein Teil unserer Namen ist nun hebräischen Ursprungs. Davon rechnen wir Namen, die außerordentlich stark zum Namensgut unseres Volkes geworden sind, wie Johannes, von dem die wenigsten Menschen wissen, daß es ein hebräischer Name ist, während die Namen der Evangelisten Matthäus, Lukas und Markus als Vornamen eigentlich schon lange nicht mehr recht gebräuchlich sind. Hebräischen Ursprungs, aber doch wohl weitgehend im Namensgut unseres Volkes aufgegangen sind die Namen: Martha, Maria, Elisabeth, wohl auch als Jungennamen Matthias. Das Kammergericht hat sich hier auf den Standpunkt gestellt, daß, soweit es sich um Namen von Personen handelt, die zur Person des Stifters der christlichen Religion eine unmittelbare persönliche Beziehung hatten, und die aus dem Neuen Testament stammen, auch im deutschen Volke als Vornamen bereits gebräuchlich sind, kein Bedenken besteht, diese weiter anzuwenden. Aber auch nur diese! Nicht jeder Name, der im Neuen Testament vorkommt, ist deshalb als Vorname geeignet — sicher kann niemand seinen Sohn Paul nennen, aber sollte er auf den Gedankengang kommen, diesen etwa Zebedäus nennen zu wollen, so braucht der Standesbeamte diese Verdachtsfrage nicht mitzumachen. Aus dem Alten Testament wird man sagen können, daß wohl eigentlich nur Eva und Noah wirklich als Vornamen in den deutschen Sprachschatz aufgegangen sind; schon der Vorname „Adam“ ist mindestens heute ungebräuchlich.

Jakob ist heute stark anrüchig.

Mit Recht sind dagegen Namen, die nach ihrem Klang und ihrer Bedeutung als durchaus jüdisch anzusehen sind, abzulehnen. Es hat in Deutschland nur relativ kleine Kreise gegeben, die bewusst ihren Kindern Namen aus dem Alten Testament gegeben haben. Das waren vor allem vielfach Sektenanhänger; auch Menschen aus gewissen re-

formierten Gruppen aus dem 16. und 17. Jahrhundert am Niederrhein und in Westfalen, die es besonders bibelfest fanden, ihren Kindern Namen aus dem Alten Testament zu geben, so daß diese dann etwa als Abraham Schmidt, Josua Müller, Jakob Samuel Meier durch die Welt liefen. Dieser ganze Aufzug ist abzustellen. Deutsche Kinder sollen nicht mehr mit Vornamen Abraham, Josua, Samuel, Salomon, Judith, Esther oder gar nach den kleinen Propheten — was auch gelegentlich vorgekommen ist — Zephania, Hosea, gar Habakuk genannt werden. Ebenso werden angesprochen jüdische Mädchenamen, die außerdem noch mit Geschichten des Hasses gegen die anderen Völker verbunden sind, wie Judith und Esther, nicht mehr gegeben werden. Die jüdischen Erzväter sehen wir heute auch anders als die Generationen vor uns. Bei Jakob denken wir doch schon allzusehr an die Sameritanen, mit denen er seinen armen Bruder Esau, dann seinen Dienstherren Laban, schließlich sogar seinen blinden Vater Isaak hereingelegt hat — wir würden jedenfalls es heute für geschmacklos halten, wenn jemand seinem Sohn ausgerechnet einen so betont jüdischen Namen geben würde. Bei Joseph liegt die Sache wohl etwas anders — viele Menschen denken dabei weniger an den Erzvater Joseph, der in Ägypten die armen Völker schamlos bewucherte, sondern mehr an den Joseph aus dem Neuen Testament. Mag also immerhin, wo dieser Name in einer Familie bräuchlich ist, er weitergegeben werden. Sicher aber eignet sich David als Vorname für deutsche Kinder nicht — dieser jüdische König hat in unserem Volk jedenfalls nichts zu suchen.

Theodorich Hinterstößer? — Lächerlich.

Man kann nicht dagegen einwenden, daß doch manche dieser Namen im Kalender ständen — nun, es ist bekannt, daß ohnehin nicht alle Namen, die im Kalender stehen, auch gegeben werden. Man hat in allen Zeiten eine gewisse Auswahl getroffen. Auch hier ist es am besten, wenn man sich die Namen ansieht, die deutschen Ursprungs sind; warum soll jemand aus den Kalenderheiligen sich nicht etwa den Leonhard oder Godehard oder sonst einen schönen alten deutschen Namen, der vielleicht nur durch den Kalender uns erhalten ist, heraussuchen? Selbstverständlich darf es nur kein Name sein, mit dem das arme Kind nachher ausgelacht wird, weil er unserem Sprachempfinden komisch klingt. Wer etwa seinen Sohn „Wannibal“ nennen will, wird mit Recht auf Widerstand bei dem Standesbeamten stoßen — ein solcher lächerlich klingender Name kann einem Kind später das ganze Leben verderben, weil die Menschen ihn damit frozeln und aufziehen. Das mag vor tausend Jahren anders gewesen sein — heute ist es nun einmal so. Wer seinem Kind einen Namen gibt, muß berücksichtigen, daß üblicherweise die Menschen auch mit dem Vornamen einen gewissen Begriff verbinden, daß im Namen eine gewisse Kraft liegt, die einen Menschen bestimmen kann — er muß zum Nachnamen passen — Theodorich Hinterstößer klingt nun einmal komisch, Siegfried Meier ist nun einmal nicht möglich, weil man bei Jüden diese Zusammenstellung zu häufig gefunden hat, ein Oberbayer oder Tiroler, der ohne Grund seinen Sohn mit dem altjüdischen Namen Uwe anspricht, erregt Verwunderung — der Name muß zum Menschen passen, muß auch mit dem Familiennamen zusammen klingen — vor allem aber müssen die Namen jüdischen Ursprungs soweit wie möglich vermieden werden.

Unspiegel geht in ein sehr vornehmes Gasthaus und bestellt ein Essen. Da er sich eine gewisse Respektlosigkeit vor seinen Tafelgästen angewöhnt hat, knipst er die Serviette hinter den Ohren zu einem Knoten mit mächtigen Zipfeln zusammen.

Der Geschäftsführer winkt einsetzt dem Kellner: „Bringen Sie ihm so taktvoll wie möglich bei, daß man so wis nicht tut.“

Der Kellner geht hin.

„Vergehen, mein Herr — rasieren oder haarschneiden?“

Ausflugler besuchten eine alte Burg. Der Hüter führte sie durch die verfallenen Räume und gab dazu seine Erklärungen.

„Hier ist alles so genau so, wie's früher war“, erzählte der Hüter. „Mein Stein ist von seinem Fleck wegkomme, nichts wurde umgebaut, nichts verändert, nichts erneuert!“

Da wurde aus der lachenden Menge eine Stimme laut: „So'n Hansherr hab' ich auch! Der läßt auch nichts richten!“

Chef: „Wo sind Sie gewesen?“

Müller: „Ich habe mir das Haar schneiden lassen.“

Chef: „Sie wissen doch, daß Sie sich während der Mittagsstunden das Haar nicht schneiden lassen dürfen.“

Müller: „Es ist aber doch auch während der Bürozeit gewachsen.“

Chef: „Aber nicht alles.“

Müller: „Ich habe mir auch nicht alles Haar schneiden lassen.“

Tante Elnchen kam herein und sagte in sichtlich bewegter Gemütsverfassung: „Denk mal an, der



Neue Modelle für Kinder



MODELL 406/79 — Weisse und blaue Barchentanzüge, Hosentäschchen mit schönen Mustern, farbige Stickereien

Jahre	2-3	4-5	6-7
Rs.	22\$	24\$	26\$

MODELL 406/78a — Pnantasie-Leinen, freundliche Anzüge in grauem oder hellen beige Untergrund mit hellen und dunklen Hals- und Aermelaufschlägen

Jahre	2-3	4-5	6-7
Rs.	24\$	26\$	28\$

MODELL 347/9 — Hübsche Kleidchen aus Granité, weiss oder perlfarbig, mit Halskragen, Aermeln und Lätzchen in blau natier

Grösse	45-50	55-60	65-70	75-80
Rs.	26\$	28\$	30\$	32\$

Anzüge - Kleidchen - Hüte

Wir laden alle Mütter freundlichst ein, sich unsere grosse Auswahl an Kinderkleidermodellen anzusehen, die besonders für die jetzige Jahreszeit sehr praktisch sind.

Schädlich, Obert & Cia.

Rua Direita 162-190

alte Geheken heiratet 'ne ganz d'schunge Deern. Er is nich weit von siebzij, da kamste auf ab, und sie soll d'scha wohl knapp mal mündig sein.“

Tante München hej die Zeitung sinken, bedachte die sich ergebende Lebensrechnung und ver-sekte:

„Thott d'scha, no, ihm kann es d'scha egal sein, und sie muß es d'scha wissen.“

In einer kleinen fräntischen Stadt trafen sich zwei ältere Frauen und erkundigten sich nach dem heiderseitigen Gesundheitszustand.

„Och Gott!“, sagte die eine, „mir geht's er-bärmli schlecht. Was is Toag und Noacht konstn muß, is ganz schauderhaft.“

„No“, meinte die andere, „do gibts doch genug Mittel: Milch mit Kaudisgucker zum Beispiel!“

„Goutte Nachbarin“, sagte die Kranke, „d'ss hoach-i doch s'ch alles probiert!“

„So, so“, meinte drauf die andere, „no muosht halt a Abfiehmittel einnehmen!“

„Eof di doch net auslacha“, rief jetzt die Kranke, „weim mer an Honstn hot, nimmt mer doch ka Abfiehmittel ein!“

„Freilich“, war die Antwort, „waasht, noachher traust dich doch nimmer zu honstn!“

Unbi sitzt in einer Ecke und weint bitterlich, da er soeben eine gehörige Tracht Prügel von seinem Erzenger bezogen hat. Da geht sehr un zwei Jahre älteres Schwesterchen beschwichtigend auf ihn zu und sagt:

„Sei still, wenn wir groß sind, hanen wir unsere Kinder durch!“

Tante Doris hatte Freunde, die im Sommer in der Gegend von Leuchtenberg wohnten. „Wun-derföhen“, sagte sie, „aber'n hübschen schwer hin-zukommen.“ Infolgedessen schickte man ihr, wenn sie mal hinkam, ein „Fährwer“ an die Bahn.

Als dieses Fährwer, gelenkt von dem Kutscher

fiedchen Pundfack, eines Tages mit Tante Doris unterwegs war, geschah es, daß der den Wagen ziehende Braune nach längerer starker Vorberei-tung eine offenbar seit geraumer Zeit fällige Verrichtung hinter sich brachte.

fiedchen Pundfack erblickte darin einen Verstoß gegen die guten Sitten.

„Nehmen Se's vielmals nich für ungut, Ma-dam“, sagte er erötend.

Tante Doris winkte großzügig ab.

„Eaf'n man“, sagte sie, „J'scha rein mensch-lich.“

Eine junge Dame stieg in den Zug und setzte sich neben einen jungen Mann. Nach einer Weile begann der junge Mann höflich:

„Vergehen Sie, mein Fräulein, aber...“

„Wenn Sie mich ansprechen oder belästigen, zehle ich den Notgriff!“ unterbrach ihn das Fräulein heftig.

Sobald er wieder zu sprechen ankam, drohte die Dame, Alarm zu schlagen. Schließlich, als sie in die Endstation einfuhr, sprang der junge Mann beherrzt auf, gab sich einen Ruck und sagte:

„Ob Sie es nun hören wollen oder nicht — Sie sitzen seit einer Stunde auf meinen Kirschen!“

Hinter dem dunklen Kiefernwald ging die Sonne unter.

Herr und Frau Krause sitzen vor ihrer Hütte und genießen die Natur.

In der Wiese zirpen die Grillen.

Frau Krause gähnt: „Ich habe die Grillen so gerne.“

„Ja“, antwortet Herr Krause und nickt so'n bißchen ein.

Junge Mädchen ziehen am Waldrande vorbei und singen.

„Hör mir“, sagt Frau Krause zu ihrem Mann. Der murmelnd schläfrig: „Ja — und das machen sie mit den Hinterbeinen.“

Für das kranke Herz

sowie zur Anregung und Kräftigung des Herzens und des Kreislaufs

Angioton

das gut bekömmliche Herzmittel auf homöopathischer Grundlage

Angioton wird nicht nur bei organischen Herzkrankheiten und Schwächezuständen von Herz und Kreislauf erfolgreich in Anwendung gebracht...

Laboratorio de Homeopathia e Biochimica

Dr. Willmar Schwabe Ltda.

Praça João Mendes 6 - Caixa postal 4466

Zweigniederlassung von Dr. WILLMAR SCHWABE, LEIPZIG - Grösste und älteste Fabrikationsstätte mit biochemischer Abteilung und eigenem Verlag.

Dres. Lehfeld und Coelho

Dr. Walter Hoop

Rechtsanwälte

São Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 30, Telef.: 2-0804 - 2. Stock, Zim. 11-16 - Postfach 444

ORCHIDEEN-SCHMIDT

Rua Augusta 2786, Tel. 8-3697 / Verlangen Sie Preisliste



IMPOR

EXPORT

Radio Klemm

DAS DEUTSCHE FACHGESCHÄFT

Spezialgeräte:

Telefunken / Körting / Mende Monopol / Stuttgart

Fabrikneue Radiogeräte ab 750\$000 Garantiert reiner Deutschland-Empfang

Alameda Barão de Limeira 11 Esquina Praça Julio Mesquita

TELEFON 4-5704 / CAIXA POSTAL 4159

Bevorzugen Sie bei Ihren Einkäufen die im Deutschen Morgen anzeigenden Firmen!

Zum 5. Stiftungsfest der Kameradschaft Guarulhos

am 8. Oktober, 20 Uhr, in der Schule Gopouwa. laden wir herzlich ein

Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt „Saxonia“

Annahmestellen: Rua Sen. Feijó 50. Tel. 2-2396 und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264

Uhren

und Reparaturen Deutsche Uhrmacherei



Rua S. Bento 484, 1. St., Saal 1 (über Casa Leite)

E. Burzlaff & Filho

Baugeschäft

Spez. Industrleanlagen

Schornsteinbau Kesselnbau Industrieböden Eisenbeton

kompl. Fabrikanlagen

São Paulo

Rua Flor. de Abreu, 125

Caixa postal, 2519

Telefon 4-0011



Adolpho E. Müller & Cia.

Flor. de Abreu 172 Caixa postal 712 Telefon 4-2617

Generatoren für Gleich- und Wechselstrom - Elektromotoren für alle Zwecke - Ventilatoren - Werkzeugmaschinen - Hebezeuge - Hebsame Wellen usw. - Zubehör für elektrische Kühleinrichtungen.

Fischfang auf neuen Wegen

Mehlfabriken schwimmen auf die Meere

Eine der bedeutendsten Erscheinungen für die gesamte internationale Fischerei war die allgemeine Einführung des Dampfers in die Hochseefischerei...

Hochseefischerei ganz modern.

So ist die Hochseefischerei aus kleinsten Anfängen zu einem wichtigen Zweig der Volkswirtschaften geworden. Dennoch ist der Fischverbrauch in manchen Ländern noch durchaus steigungsfähig...

Den Bente des Meeres nachstellen, können sich nicht allzuweit mit ihrem jüngsten Gefährten messen. Aber für 30 moderne Dampfer sind bereits wieder Bauaufträge erteilt.

Mehlfabriken auf hoher See.

Bis zu einer Tiefe von 400 Metern kann die „Nürnberg“ mit ihrem Netz Fischfang treiben. Aus den unteren Strömungsschichten, wo sich oft die Fische in ganzen Schwärmen sammeln...

straft gelenkten Wirtschaft, bei der die Geld- oder Kapitalinvestitionen weitgehend beeinträchtigt werden, so betonte Reichswirtschaftsminister Guhr vor kurzem...

Was ist nun in Wirklichkeit geschehen?

Während in der Zeit, in der die Aktienkurve in Deutschland sich aus ihrem Tiefstand des Jahres 1932 bis auf ihren Höchststand im April des Jahres 1938 emporschaubte, die Börsen in England, Frankreich und USA. gewaltig abfielen...

In einer Börse kann es natürlich nicht immer haufen geben, das wäre dann nämlich der einfachste Weg zum Reichtum. Wie auf Regen Sonnenschein folgt, so kommt nach der Haufe die Bauffe. Wodurch wurde sie nun in diesem Falle in Deutschland herbeigeführt?

gang auch in Zukunft nicht gering sein werden. Alle diese Vorgänge drücken naturgemäß auf das Kursniveau, wenn sie auch nicht die eigentliche Ursache der jetzigen Bauffe sind.

Die Börse in Deutschland als Dienerin der Wirtschaft

Die Vorgänge an der Berliner Börse in den letzten Wochen, die in einem fühlbaren Kurseinbruch ihren Ausdruck fanden, erlebten jenseits der deutschen Grenzen eine Deutung, die den wirklichen Zusammenhängen keineswegs gerecht wurde.

kann, trifft diese Denkweise in einem autoritär aufgebauten Regime nicht zu. Denn dort ist wie die Wirtschaft Dienerin der Politik, so die Börse Dienerin der Wirtschaft.

Wer dich gekannt, vergift dich nie Am Sonntag, den 25. September, verschied plötzlich und unerwartet unser lieber, guter Kamerad Franz Zink im blühenden Alter von 33 Jahren. Seine Kameraden. Kolonie Niogrande, 26. Sept. 1938

„Wie sind entschlossen! Herr Benesch hat jetzt zu wählen!“

(Schluß von Seite 3.)

Tschechoslowakei verlassen aus einem sehr einfachen Grunde: weil sie ansonsten hätten verhungern müssen. Allein die gesamte Entwicklung seit dem Jahre 1919 bis 1938 zeigte eines ganz klar. Herr Benesch war entschlossen, das Deutschland einfach allmählich und langsam auszuwürgen. Und er hat dies auch bis zu einem gewissen Grade erreicht. Er hat unzählige Menschen in tiefstes Unglück gestürzt. Er hat es fertiggebracht, tatsächlich Millionen Menschen scheu und ängstlich zu machen. Unter der schärfsten Anwendung seines Terrors ist es ihm langsam gelungen, diese Millionen munde tot zu machen. Und in derselben Zeit entstand uns jene Klärung über die Aufgabe dieses Staates — international gesehen. Man machte nun gar kein Hehl mehr daraus, daß der Staat dazu bestimmt war, wenn notwendig, gegen Deutschland angefaßt zu werden. Der französische Luftfahrtminister, Pierre Cot, hat es vor wenigen Wochen ganz nüchtern ausgesprochen: Den Staat brauchen wir — sagte er — weil von diesem Staate aus die deutsche Wirtschaft und die deutsche Industrie am leichtesten mit Bomben zu zerstören ist. Und dieses Staates bedient sich nun der Bolschewismus als seine Eingangspforte. Nicht wir haben die Verbindung mit dem Bolschewismus gesucht, sondern der Bolschewismus bedient sich dieses Staates, um einen Kanal nach Mitteleuropa hineinzu bekommen. Und nun steht das Schamlose ein: Dieser Staat, der nur eine Minderheit als Regierung besitzt, zwingt nun die Nationalitäten, eine Politik zu machen, die sie eines Tages dazu zwingt, auf ihre eigenen Brüder zu schießen. Herr Benesch fordert nun von den Deutschen: wenn ich gegen Deutschland Krieg führe, haßt du gegen die Deutschen zu schießen, und wenn du das nicht willst, bist du ein Staatsverräter, dann lasse ich dich erschießen; und er fordert von den Ungarn das gleiche und daselbe von Polen. Er fordert von den Slowaken, daß sie für Interessen eintreten, die dem slowakischen Volk gänzlich gleichgültig sind. Das slowakische Volk will Frieden haben und keine Abenteuer. Herr Benesch aber bringt es fertig, alle diese Menschen entweder zu Landesverrättern oder zu Volksverrätern zu machen. Eines von beiden. Entweder sie verraten ihr Volk und sind bereit, gegen es zu schießen oder Herr Benesch sagt: Ihr seid Landesverräter und ihr werdet dafür erschossen. Das ist die größte Schamlosigkeit, die denkbar ist: fremde Menschen zu zwingen, unter Umständen gegen ihre eigenen Volksgenossen schießen zu müssen, weil ein verderbliches, schlechtes und verbrecherisches Staatsregime das so will. Ich kam hier vornehmlich: als wir Österreich besetzt hatten, war mein erster Befehl: kein Tscheche braucht, ja darf im deutschen Heere Dienst tun. Ich will ihn nicht vor einem Gewissenkonflikt stellen und ich will garmicht, daß er das tut, nein, er soll es nicht tun. Wer sich nun dieser gesamten Zielsetzung des Herrn Benesch widersetzt, der wird nun verfolgt, über den bricht der Terror herein. Er hat das Gefängnis zu erwarten und wird vor allem wirtschaftlich tot gemacht. Das können nun die demokratischen Weltapostel nicht aus dieser Welt hinwegschaffen. In diesem Staat des Herrn Benesch sind die Folgen für die Nationalitäten grauhaft gewesen. Ich spreche hier nur für die Deutschen. Sie haben die größte Sterblichkeit aller deutschen Völkstämme; ihre Kinderarmut ist die größte, die Arbeitslosigkeit ist dort am fürchterlichsten, die Selbstmorde sind am zahlreichsten.

Es ist nun eine Frage: wie lange soll es etwas andauern? 20 Jahre lang haben die Deutschen in der Tschechoslowakei und hat das deutsche Volk im Reich dem zusehen müssen — vielleicht zusehen müssen, nicht weil es das jemals hinnahm, sondern weil es einfach wehrlos war und sich nicht helfen konnte vor diesen Peinigern. Und die Welt! Diese Welt demokraten! Ja, wenn irgendwo ein Landesverräter nur eingesperrt wird, wenn ein Mann, der meinetwegen von der Kanzel herunter gegen den Staat hecht, nur in Sicherheitsverwahrung genommen wird, dann ist eine Aufregung in England, eine Empörung in Amerika. Wenn aber Hunderttausende von Menschen vertrieben werden, wenn zehntausende in die Gefängnisse kommen, wenn tausende niedergemetzelt werden, dann rühren sich diese braven Welt demokraten nicht im geringsten.

Wir haben in diesen Jahren gelernt, eine wahrhaft tiefe Verachtung für sie zu bekommen. In dieser ganzen Zeit — das muß ich heute aussprechen — finden wir einen einzigen Staat als Großmacht in Europa und an seiner Spitze vor allem einen Mann, der Verständnis besitzt für die Notlage unseres Volkes. Es ist, ich darf es wohl ansprechen, mein großer Freund, Benito Mussolini. Was er in dieser Zeit getan hat, und die Haltung des italienischen Volkes werden wir nicht vergessen. Und wenn einmal die Stunde einer gleichen Not für Italien kommt, dann werde ich vor dem deutschen Volk stehen und es auffordern, die gleiche Haltung einzunehmen, und auch dann werden nicht zwei Staaten sich verteidigen, sondern ein Block.

Ich habe schon am 20. Februar dieses Jahres im Reichstag erklärt, daß die Zustände in der Tschechoslowakei anders werden müssen. Herr Benesch hat es wohl auch anders gemacht. Es

setzte nur eine noch radikalere Unterdrückung ein. Es begann ein noch größerer Terror. Es begann die Zeit der Auflösung, Verbot, Konfiskationen usw. Dies ging so fort, bis endlich der 21. Mai kam. Und Sie können es nicht bestreiten, meine Volksgenossen, es war wirklich ewige deutsche Geduld, die wir in dieser Zeit anwendeten. Dieser 21. Mai war schon unerträglich. Ich habe schon neulich auf dem Reichsparteitag die Geschichte dieses Monats dargestellt: In der Tschechoslowakei sollte endlich eine Wahl stattfinden. Es war nicht mehr hinauszuschieben. Da ging Herr Benesch her und erfindet ein Mittel, um die Deutschen dort einzuschüchtern, nämlich militärische Besetzung der sudetendeutschen Gebiete. Diese militärische Besetzung, die er auch jetzt weiter aufrechterhalten will in der Hoffnung, solange seine Schergen da sind, wird es keiner wagen, gegen sie aufzutreten. Es war jene freche Lüge, daß Deutschland mobilgemacht hätte, die nun herhalten mußte, um die tschechische Mobilmachung zu bemänteln und zu beschönigen, ja zu motivieren. Was dann kam, das wissen Sie. Eine infame internationale Welt- hege. Deutschland hatte nicht einen einzigen Mann einberufen. Ich hatte noch immer die Hoffnung, daß am Ende doch in letzter Minute die Tschechen einsehen würden, daß dieses tyrannische Regime nicht mehr weiter aufrechterhalten werden konnte. Aber Herr Benesch stand auf dem Standpunkt, mit Deutschland kam man das alles machen, er ist ja gedeckt von Frankreich und England, es kam ihm nichts passieren, und vor allem, hinter ihm steht, wenn alle Stricke reißen, Sowjetrußland. So war die Antwort dieses Mannes dann erst recht: niederschießen, verhaften, einfernen all derer, die ihm irgendwie nicht paßten.

So kamen dann endlich meine Forderungen in Nürnberg. Die Forderungen waren nun sehr klar. Ich habe zum ersten Male es ausgesprochen, daß jetzt das Selbstbestimmungsrecht für diese 3 1/2 Millionen Menschen endlich, fast 20 Jahre nach den Erklärungen des Präsidenten Wilson, sichergestellt werden muß, daß wir nicht länger zusehen wollen. Und wieder hat Herr Benesch seine Antwort gegeben. Neue Cote, neue Eingekerkerte, neue Verhaftete. Das deutsche Element mußte allmählich zu fliehen anfangen. Und dann kam England. Ich habe nun Herrn Chamberlain gegenüber eindeutig erklärt, was wir jetzt als die einzige

Ich habe nunmehr ein Memorandum mit einem letzten und endgültigen deutschen Vorschlag der britischen Regierung zur Verfügung gestellt. Dieser Vorschlag ist nichts anderes als die Realisierung dessen, was Herr Benesch bereits versprochen hat.

Die Durchführung des Planes ist sehr einfach. Jedes Gebiet, das dem Volk nach deutsch ist und seines Willens nach deutsch sein will, kommt jetzt zu Deutschland und zwar nicht, wenn es Herrn Benesch gelungen ist, ein oder zwei Millionen Deutsche vertrieben zu haben, sondern jetzt und zwar sofort! Ich habe nun hier jene Grenzen gewählt, die auf Grund des seit Jahrzehnten vorhandenen Materials über Volk- und Sprachverteilung in der Tschechoslowakei gerecht sind. Die endgültige Grenzziehung jedoch überlasse ich dann der Stimme der dort befindlichen Volksgenossen selbst. Das heißt, ich habe festgelegt, daß überall in diesem Gebiet eine Abstimmung stattfinden soll und daher niemand sagen kann, die Grenzziehung wäre nicht gerecht. Ich habe das Saar-Staat als Grundlage für diese Abstimmung gewählt. Ich bin bereit und war bereit, in der ganzen Tschechoslowakei abstimmen zu lassen; dagegen wandte sich aber Herr Benesch und bangten sich auch dessen Fremde. Nur in einzelnen Teilen. Gut, ich habe hier nachgegeben. Ich war bereit, die Abstimmung durch eine internationale Kontrollkommission überprüfen zu lassen. Ich ging auch damit weiter. Ich war auch bereit, die Grenzziehung einer deutsch-tschechischen Kommission zu überlassen. Herr Chamberlain war für eine internationale Kommission. Ich war auch dazu bereit. Ich war weiter bereit, während dieser Abstimmung sogar die Truppen zurückzuziehen. Ich habe mich weiter bereit erklärt, daß während dieser Zeit die britische Legion die Ruhe und Ordnung aufrechterhalten soll, und ich war bereit, daß dann eine internationale Kommission die endgültige Grenze zieht, und ich war bereit, alle Modalitäten einer Kommission zu übergeben, die aus Deutschen und Tschechen bestehen sollte. Was enthielt also dieses Memorandum? Nichts anderes als die praktische Ausführung dessen, was Herr Benesch bereits versprochen hat, und zwar unter größter internationaler Garantie. Allerdings etwas, das ist für Herrn Benesch unannehmbar. Herr Benesch sagt: dieses Memorandum schafft eine neue Lage. Worin besteht die neue Lage? Weil ich nun verlange, daß das, was Herr Benesch versprochen hat, dieses Mal ausnahmsweise gehalten wird. Das ist die neue Lage für Herrn Benesch. Was hat Herr Benesch in seinem Leben nicht alles versprochen? Und nichts hat er gehalten. Und jetzt soll zum ersten Male etwas gehalten werden. Herr Benesch sagt: wir können auf diesem Gebiet nicht zurück. Also hat Herr Benesch die Absicht — so verstehen wir es — daß das Gebiet dem Deutschen Reich als Rechtsstiel abgeschrieben wird und von den Tschechen ver-

Möglichkeit einer Lösung ansehen. Es ist die natürlichste, die es überhaupt gibt. Ich weiß, daß alle Nationalitäten nicht mehr bei diesem Herrn Benesch bleiben wollen, allein ich bin in erster Linie Sprecher der Deutschen, und für diese Deutschen habe ich nun geredet und habe nun versichert, daß ich nicht mehr gewillt bin, tatenlos und ruhig zuzusehen, wie dieser Wahnsinnige hier glaubt, 3 1/2 Millionen Menschen einfach mißhandeln zu können, und ich habe keinen Zweifel darüber gelassen, daß nunmehr die deutsche Geduld doch zu Ende kommt. Ich habe keinen Zweifel daran gelassen, daß es nun eine Eigenart der Deutschen Mentalität ist, lange und lange wieder alles geduldig hinzunehmen, daß aber einmal der Augenblick kommt, in dem damit Schluß ist.

„Und nun hat tatsächlich England, und Frankreich schloß sich dem an, an die Tschechoslowakei die einzig mögliche Forderung gerichtet: das deutsche Gebiet endlich freizugeben und an das Reich abzutreten. Wir sind heute genau im Bilde über die Unterhaltungen, die damals Herr Benesch geführt hat. Er kam zu einem Entschluß angesichts der Drohung Englands und Frankreichs, sich nicht mehr für die Tschechoslowakei einzusetzen, wenn nicht endlich das Schicksal dieser Völker anders gestaltet würde und die Gebiete freigegeben würden. Angesichts dieser Erklärung fand Herr Benesch einen Ausweg und gab zu, ja, diese Gebiete müssen abgetrennt werden. Das war seine Erklärung. Und was tat er? Nicht das Gebiet trennte er ab, sondern die Deutschen trieb er jetzt aus. Und das ist etwas, wo das Spiel aufhört. Herr Benesch hatte das kaum ausgesprochen, da begann die militärische Unterjochung aufs neue und noch verächtlicher. Und nun sehen wir, daß an einem Tage 10.000 Deutsche flüchten mußten, am zweiten Tage waren es 20.000, dann 37.000, zwei Tage später 62.000, dann 73.000, jetzt sind es 90.000, 107.000 und heute 214.000. Ganze Landstriche werden entvölkert, Ortschaften werden niedergebrannt. Mit Granaten und Tanks versucht man, die deutsche Bevölkerung dort auszuzerren! Und Herr Benesch sitzt in Prag und ist überzeugt, wir kann nichts passieren. Am Ende stehen hinter mir England und Frankreich. Und nun, meine Volksgenossen, glaube ich, daß der Zeitpunkt gekommen ist, an dem man nun Kraft geben muß. Wenn jemand 20 Jahre lang eine solche Schande, eine solche Schmach und ein solches Unglück duldet, dann kann wirklich keiner bestreiten, daß er friedliebend ist. Wenn man diese Geduld hat wie wir, kann man einfach nicht sagen, daß wir kriegerischer seien, und endlich: Herr Benesch hat 7 Millionen Tschechen, aber hier steht ein Volk von über 75 Millionen.

gewaltigt wird. Das ist jetzt vorbei! Ich habe es jetzt satt und verlange, daß Herr Benesch, der zwanzig Jahre lang eine Welt betrog, nun gezwungen wird. Er wird am 1. Oktober uns dieses Gebiet übergeben müssen.

Herr Benesch hofft nun auf die Welt. Er macht kein Hehl daraus, und seine Diplomaten machen kein Hehl daraus: „Es ist unsere Hoffnung, daß Chamberlain gestürzt wird, daß Daladier beseitigt wird, daß überall Umstürze kommen, wir sehen unsere Hoffnung auf Sowjetrußland“. Er glaubt noch immer, sich der Erfüllung dieser Pflichten entziehen zu können. Und da kann ich jetzt nur sagen: Nun treten zwei Männer gegeneinander auf: das ist Herr Benesch und das bin ich. Nun werden wir sehen! Und wir sind zwei verschiedene Personen. Als Herr Benesch sich noch in der Welt herumdrückte im großen Völkerringen, da habe ich als anständiger Soldat meine Pflicht erfüllt. Und heute stehe ich nun vor diesem Mann wieder als der Soldat meines Volkes.

„Ich bin Mr. Chamberlain dankbar für alle Bemühungen — ich habe ihm versichert, daß das deutsche Volk nichts anderes will als Frieden. Allein das hat seine Grenzen. Ich habe weiter die Versicherung gegeben, daß, wenn dieses Problem gelöst ist, es für Deutschland keine territorialen Probleme in Europa mehr gibt. Ich habe ihm dann weiter versichert, daß, wenn die Tschechoslowakei ihre anderen Probleme gelöst hat, das heißt, wenn die Tschechen sich mit ihren Minderheiten verständigt haben, und zwar friedlich, mich der tschechoslowakische Staat nicht mehr interessiert und daß ich bereit bin, ihn zu garantieren meinetwegen. Wir wollen keine Tschechen. Allein ebensoferne will ich vor dem deutschen Volk erklären, daß in bezug auf das sudetendeutsche Problem meine Geduld jetzt zu Ende ist. Ich habe Herrn Benesch ein Angebot gemacht; es ist nichts anderes als die Realisierung dessen, was er jetzt schon zugegeben hat. Er hat es jetzt in seiner Hand: Frieden oder Krieg. Er wird entweder dieses Angebot jetzt akzeptieren und den Deutschen endlich die Freiheit geben, oder wir werden diese Freiheit uns selbst holen. (Niesenbeifall). Und eines kann die Welt nicht verwehren.

In vierzehnjährigen Jahren Krieg und in den letzten Jahren meines politischen Lebens hat man

mir eines nicht vorwerfen können: ich bin niemals feige gewesen. Ich gehe meinem Volke jetzt voran als sein erster Soldat, und hinter mir, das mag die Welt wissen, marschiert jetzt ein Volk, und zwar ein anderes Volk, als das vom Jahre 1918. Wenn es damals gelang, in unser Volk das Gift demokratischer Phrasen hineinzuträufeln, das Volk von heute ist nicht mehr das Volk von damals.

Solche Phrasen wirken auf uns wie Wespenstiche. Wir sind davor vorerst gefeit. In dieser Stunde wird sich das ganze deutsche Volk mit mir verbinden. Es wird meinen Willen als seinen Willen empfinden, genau so wie ich seine Zukunft und sein Schicksal als das eigentliche Thema meines Lebens ansehe, und wir wollen den gemeinsamen Willen so stärken, wie wir ihn stärkten in der Zeit als ich, ein einsamer unbekannter Soldat, anzog, ein Reich zu erobern. Die, die mich damals stärkten, war jene geschlossene Schar von tapferen Männern und tapferen Frauen. Sie sind mit mir gegangen, und nun bitte ich dich, mein deutsches Volk, auch jetzt hinter mir zu stehen, Mann für Mann, Frau für Frau. In dieser Stunde, da wollen wir einen heiligen gemeinsamen Willen. Er soll stärker sein, als jede Not und jede Gefahr. Und wenn dieser Wille stärker ist als Not und Gefahr, dann wird er Not und Gefahr brechen.

Wir sind entschlossen, Herr Benesch hat jetzt zu wählen!

(Stürmische Beifallskundgebungen, die minutenlang andauern).

Zeitbetrachtung am Rande

Europa steht an der Wende der Jahreszeiten. Der Winterduft eines Frühlings ist längst verweht, die goldene Lust der Kornfelder wurde eingebracht. Nun kleiden sich Wälder und Wiesen in die leuchtenden Farben des Herbstes. Bunte Blätter tanzen durch die Stunden, die Tag und Nacht zur Gleichheit bringen. Weit blaut der Himmel über erfülltem Leben; rot, gelb und blau schimmern die Früchte. Die Zugvögel rufen zur Reise nach dem Süden. Bald werden die Melodien starker Stürme durchs Land klingen. Dann ist die ganze Natur das wahrhaft glückliche Kind des nordischen Schicksals: Hingegen der Reinigung und der Wandlung, empfangend und verschwendend die ewigen Segnungen der Allmacht. Alles ist gespeicherte Kraft. Alles ist in tobend zerfallender Daseinspende, in üppigster Reife bereits Sammlung zu neuem Leben. Ein Winter wird folgen mit Eis und Schnee. Wird die kranken Keime von den gefunden scheiden. Und auf Auslese und Raft wird das Sehnen der jungen Gestaltung wachsen. Der nordische Herbst ist die große Aufbauphase für alles, was dem Schoß der Erde entspringt. Er ist auch die große Anlaufzeit für die nächste Saat, aber nur für die reine echte Saat. Weisse steht der Wille der Natur über jedem Willkürlicher Unvernunft. Ihre reinen Befehle bestimmen auch die Geschicke der Völker im großen Wandel zu Zeiten.

Europas Völker erleben nun die Wende der Jahreszeiten. Und diese Völker sind nicht von ihren Landschaften, nicht von ihrer Heimaterde zu trennen. Sie sind die Kinder des Nordens. Die mögen an ihren Geschicken schwer tragen, weil sie alle auf engem Raum im harten Kampf ums tägliche Brot stehen. Aber sie rufen nicht über die Meere nach Hilfe. Sie erwarten keine Liebesgaben von den Ländern des Südens, wo die Sonne immer freundlich strahlt, wo immergrün Palmenfächer säuseln und süße Früchte ohne Zahl den ungebundenen Sohn der Nation laben. Die Völker des alten Erdteils leben auch nicht von den guten Ratsschlägen, die ihnen aus anderen Weltgegenden erteilt werden. Sie müssen ihre völkischen und staatlichen Aufgaben aus eigener Kraft lösen. Sie kennen schließlich sich selbst und ihre Umwelt besser als ihre Freunde und Feinde in Ufersee. Es ist gewiß für den vielseitigsten Politiker wie für den gewissenhaftesten Journalisten in Südamerika schwer, das gegenwärtige Geschehen in Europa gerecht zu beschreiben. Selbst die regsamste geistige Aufgeschlossenheit wird zu Fehlurteilen gelangen, wenn sie nicht dem Wandel Rechnung trägt, der in Deutschland seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus vor sich gegangen ist. Deutschland, im Herzen Europas, hat seit 1000 Jahren durch seine Macht oder Ohnmacht immer das Leben der europäischen Völker beeinflusst. Der Führer will heute das Reich, die größte Kulturnation des Abendlandes mitbestimmend über die Zukunft Europas wachen lassen. Die Welt verkennt vielfach sein Streben. ep.

Wortlaut des deutschen Memorandums an Prag

Der deutsche Wortlaut des in Godesberg dem englischen Premierminister zur Weitergabe an Prag übergebenen Memorandums lautet:

„Die von Stunde zu Stunde sich mehrenden Nachrichten über Zwischenfälle im Sudetenlande beweisen, daß die Lage für das Sudetendeutschtum völlig unerträglich und damit zu einer Gefahr für den europäischen Frieden geworden ist. Es ist daher unerlässlich, daß die von der tschechoslowakischen Regierung anerkannte Abtretung des Sudetenlandes nunmehr ohne jede weitere Verzögerung erfolgt. Auf beiliegender Karte ist das abzutrennende sudetendeutsche Gebiet rot schraffiert, die Gebiete, in denen über die zu bezeichnenden Gebiete hinaus ebenfalls noch abgestimmt werden muß, sind grün schraffiert eingezeichnet. Die endgültige Grenzziehung muß dem Willen der Betroffenen entsprechen. Diesen Willen festzustellen ist eine gewisse Zeit zur Vorbereitung der Wahl erforderlich. Da Zwischenfälle unter allen Umständen verhindert werden müssen, so muß eine paritätische Situation geschaffen werden. Das in der anliegenden Karte bezeichnete deutsche Gebiet wird von deutschen Truppen besetzt ohne Rücksicht darauf, ob sich bei der Volksabstimmung vielleicht in diesem oder jenem Teil des Gebietes eine tschechische Mehrheit herausstellt. Andererseits wird das ebenfalls bezeichnete Gebiet von tschechischen Truppen besetzt ohne Rücksicht darauf, daß innerhalb dieses Gebietes große deutsche Sprachinseln liegen, die bei der Volksabstimmung sich ohne Zweifel in der Mehrheit zum deutschen Volkstum berechnen werden. Zur sofortigen und endgültigen Vereinigung des sudetendeutschen Problems werden daher nunmehr von der deutschen Regierung folgende Vorschläge gemacht.

1. Zurückziehung der gesamten tschechischen Wehrmacht, der Polizei, der Gendarmerie, der Zollbeamten und der Preise aus dem auf der Karte bezeichneten Raume, der am 1. Oktober an Deutschland übergeben wird.
2. Das geräumte Gebiet ist in dem derzeitigen Zustand zu übergeben (siehe nähere Anlage). Die deutsche Regierung ist damit einverstanden, daß zur Lösung der Einzelheiten der Nationalitätenfrage und zur Räumung ein mit Vollmacht ansehnlicher Vertreter der tschechischen Regierung oder des tschechischen Heeres an das deutsche Oberkommando der Wehrmacht herantritt.
3. Die tschechische Regierung entläßt sofort alle sudetendeutschen Wehrmacht- und Polizeiangehörigen auf dem gesamten tschechischen Staatsgebiet in ihre Heimat.
4. Die tschechische Regierung entläßt alle wegen politischer Vergehen inhaftierten deutschstämmigen Gefangenen.
5. Die deutsche Regierung ist einverstanden, in den näher zu bezeichnenden Gebieten bis spätestens 25. November eine Volksabstimmung stattfinden zu lassen. Die aus dieser Abstimmung sich ergebenden Korrekturen der neuen Grenze werden durch eine deutsch-tschechische oder eine internationale Kommission bestimmt, die Abstimmung selbst findet unter der Kontrolle einer internationalen Kommission statt. Abstimmungsberechtigt sind alle

in den in Frage kommenden Gebieten am 28. Oktober 1918 wohnhaften oder bis 28. Oktober dort geborenen Personen. Als Ausdruck des Wunsches der Zugehörigkeit der Bevölkerung zum deutschen Reich oder zum tschechischen Staat gilt die einfache Mehrheit aller männlichen und weiblichen Abstimmungsberechtigten. Zur Abstimmung wird aus den näher zu bezeichnenden Gebieten an beiden Seiten das Militär zurückgezogen; Zeitpunkt und Dauer bestimmen die deutsche und die tschechische Regierung gemeinsam.

6. Zur Regelung aller weiteren Einzelheiten schlägt die deutsche Regierung die Bildung einer autorisierten deutsch-tschechischen Kommission vor.

Anlage: Die Uebergabe des geräumten sudetendeutschen Gebietes hat zu erfolgen ohne jede Zerstörung oder Anbruchsbeschädigung von militärischen, wirtschaftlichen und Verkehrsanlagen. Dazu gehören desgleichen die Bodenorganisationen des Flugwesens, ebenso alle Radiostationen. Das in den bezeichneten Gebieten befindliche wirtschaftliche und Verkehrsmaterial, insbesondere das rollende Material des Eisenbahnetzes sind unbeschädigt zu übergeben. Das gleiche gilt für alle Versorgungs- mittel, Gasanstalten, Kraftwerke usw. Endlich ist jeder Abtransport von Lebensmitteln, Gütern, Vieh, Rohstoffen usw. zu unterlassen.“

Der englisch-französische Vorschlag

Am Sonntagabend wurde in London der englisch-französische Plan zur Lösung der tschechoslowakischen Frage veröffentlicht. Der Plan umfaßt die vier folgenden Punkte:

1. Uebergabe ohne Volksabstimmung des Gebietes mit mehr als 50 Prozent sudetendeutscher Bevölkerung und gleichzeitige Festlegung der Orte, an denen die Grenzziehung vermittelst Verhandlungen einer internationalen Kommission stattfinden soll. Hierbei soll auch ein tschechischer Delegierter zugezogen werden.
2. Ein möglicher Bevölkerungsaustausch auf der Basis der freien Meinungsäußerung innerhalb einer zu bestimmenden Frist.
3. Sollte die tschechoslowakische Regierung bereit sein, diese Maßnahmen anzunehmen, dann kann angenommen werden, daß die materielle Veränderung des Staates Sicherheiten für die Zukunft fordern kann. Daher sieht der Plan eine allgemeine internationale Garantie vor, die die Unabhängigkeit der Tschechoslowakei gegen jeden möglichen Angriff sichern soll. Dieser Plan soll alle bestehenden Verträge militärischer Weistandspalte ablösen. Die britische Regierung erklärt sich bereit, an dieser internationalen Garantie der neuen tschechoslowakischen Grenzen gegen jeden nicht proportionierten Angriff teilzunehmen.
4. Der englisch-französische Plan enthält überdies die freiwillige Anerkennung der englischen und französischen Regierung, daß die Tschechoslowakei dem Frieden hiermit ein großes Opfer bringt und dadurch zu erkennen gibt, daß dies eine Frage ist, die ebenso Europa im allgemeinen als die Tschechoslowakei im besonderen angeht.

handelt, um eine bewusst geförderte Zuwanderung, die, ganz schlecht gerechnet, mindestens 130.000 Köpfe umfaßt. Die Tschechen haben mit anderen Worten seit dem Bestehen ihres künstlich am grünen Tische errichteten Staates ihre Volkstumsangehörigen in den sudetendeutschen Raum buchstäblich hineingepumpt, ohne Rücksicht auf die Evakuierung, die dadurch in anderen, rein tschechischen Landesteilen entstehen mußte.

Wer will es den Sudetendeutschen verdenken, wenn sie jetzt endlich die Unterbindung derart unnatürlicher Zustände fordern. Bei der tschechischen Einwanderung in sudetendeutsches Gebiet handelt es sich ja nicht um eine Auswirkung des demokratischen Gedankens der Freizügigkeit, sondern um eine Folge der in Prag beschlossenen, auf die Abdrängung der deutschen Stelleninhaber bedachten Politik der Entnationalisierung. Das haben regierungstreue Prager Blätter ja selbst mehr als einmal bestätigt. Sie haben diese Akte der ungerechtfertigten Tschechisierung, die nicht nur unter der Duldung, sondern mit der tatkräftigen Hilfe des Staates durchgeführt wurden, immer wieder als Manifestationen der „tschechischen Gerechtigkeit“ gezeichnet.

Die tschechische Expansion hat den Anspruch auf Totalität gemacht. Wenn erst einmal der Einbruch in das deutsche Land und das deutsche Gebiet stattgefunden hatte, bildete die Einbruchsstelle sofort die Saugstelle für weitere Tschechen, die bis dahin auf rein tschechischem Boden gelebt haben. Die Kreise in Prag, die heuer das tschechische Volk zu den blutigsten Terrorakten aufputschen, die so leichtfertig und unbedacht, wie nie ein Mensch zuvor, den Frieden Europas aufs Spiel setzen, haben nur das eine Ziel, den deutschen Staatsbürger, den ihnen die Kurzsichtigkeit der Weltkriegssieger überantwortet hat, von Haus und Hof zu vertreiben. Man

jagt, unter der vollen Billigung der Regierung in Prag, den deutschen Bauern vom Feld und aus dem Hof, das tschechische Kind aus der Schule, den deutschen Arbeiter von der Werkbank, den deutschen Staatsdiener von seinem Sitz in der Selbstverwaltungskörperschaft. Wundert man sich unter diesen Umständen, wenn der Deutsche jetzt endlich — nach 20 Jahren — aufbegehrt, wenn er sich nicht mehr gewillt zeigt, das alte Unrecht fürder zu dulden? Soll der Tscheche ein Gebiet, so gross wie ein Drittel des deutschen Volksbodens in Böhmen, das er beschlagnahmt hat, auch in Zukunft behalten? Sollen ihm 25.000 Bauernstellen, 100.000 landwirtschaftliche Arbeitsplätze, dreiviertel Milliarden weitere Bodenwerte und einvierthel Milliarden an Waldwerten, die er zu Unrecht erworben, verbleiben? Man würde die grundsätzliche Rechtsforderung und den grundsätzlichen Rechtskampf der sudetendeutschen Freiheitsbewegung verkennen, wenn man zu Unrecht geschaffene Tatsachen in Böhmen nur deshalb anerkennen wollte, die, gleich wie und mit welcher Moral, nun einmal geschaffen worden sind.

Die Eroberung der sudetendeutschen Wirtschaft durch die Tschechen läßt sich heute kaum errechnen. Staatsaufträge und Staatsanlagen im deutschen Sudetenland sind bis jetzt regelmässig nicht den Deutschen zugute gekommen. Aus Gründen, die niemals vom Recht der Freizügigkeit abzuleiten waren, wendete die deutsche Industrie in die tschechische Hand. Das Deutschtum hat dafür das Heer der Arbeitslosen gestellt, das Heer der darbenenden Frauen und der hungernden Kinder. Der Führer der Sudetendeutschen, Konrad Henlein, musste aus all diesen Gründen die Wiedergutmachung der wirtschaftlichen Schädigungen des Sudetendeutschtums zu einem der wichtigsten Punkte seines Programms machen.



Vor einiger Zeit hatte der deutsche Kohlendampfer „Friedenau“ zum erstenmal den Hafen von Rio de Janeiro angelaufen. Seine Besatzung hatte dabei Gelegenheit, mit Land- und Leuten nähere Bekanntschaft zu machen. Unsere beiden Bilder zeigen junge Besatzungsmitglieder auf dem Corcovado und bei einem Ausflug in die Tijuca-berge.

Aufnahme: M. Laidler, Rio

Deutsche Botschaft, Rio de Janeiro

Die Deutsche Botschaft in Rio de Janeiro, Ana Pavlanti 93, 3. Stock, Telefon 25-2804/08 ist erfucht worden, den Aufenthalt der nachstehend aufgeführten Personen, bzw. ihrer Nachkommen, zu ermitteln. Wer Auskunft über die Gesuchten geben kann, wird gebeten, der Deutschen Botschaft Mitteilung zu machen. (Sprechstunden der Botschaft sind werktäglich von 9 bis 12 1/2 Uhr).

- Affel, Hans, geb. 5. Juni 1900; Arnee, Rudolf Talmon-!, geb. 7. Jan. 1902 in Heilbronn; Aundt, Hans, geb. 13. März 1897 in Weimberg bei Emsberg; Arnold, Josef; Anglten, Wilhelm, geb. am 4. Okt. 1914 in Singen (Hohenwiel); Ayl, Ferdinand, aus Esfurt i. Th., zuletzt in Silva Xavier (Mina) wohnhaft gewesen; Bernhardt, geb. Reinhold, Gertrud; Bilian, Rodolfo, Ingenieur; Böhner, Johanna; Bollhoff, Nicolans Wilhelm, geb. am 7. Dez. 1811 in Hamburg — Nachkommen; Böttcher, Gerd, geb. am 29. Juni 1915 in Rio de Janeiro; Böttcher, Ludwig Horst, geb. am 10. April 1901 in Eifenach, von Beruf Ingenieur; Braun, Helmut, geb. am 2. Mai 1917 in Breslau; Bürger, Johanna; Christams, Berta, geb. Neßel, geb. am 3. August 1890; Ehrenfried, Daniel; Eijfinger, Rudolf, geb. am 10. Febr. 1889; Falke, Franz; Fischer, Heinrich, geb. am 28. Dez. 1882 zu Wien; Feilhanf, Fritz; Ganser, Familie; Gerten, Eliza; Goedde, Martha, geb. Weigner, geb. am 5. Jan. 1890 in Hoerde bei Dortmund; Goedde, Paula, geb. am 10. Mai 1912 in Weichardt; Hausnecht, Jakob; Hauson, Anatole d'; Heine, Mag, geb. am 6. Dez. 1884 in Peine; Heller, Julius und Sonja; Hödl, Josef, geb. am 23. März 1891 in Hggersdorf bei Wien; Horwitz, Emil; Jarneck, Friedrich, geb. am 5. April 1896 in Dortmund-Brädel; Joachim, Adolf Mag Horst Günther, geb. am 29. April 1915 in Di. Krone; Kallinger, Franz, aus Jmsbruck; Kaufmann, Robert und Theresia; Klein, J. R.; Kramer, Anton; Krempfle, Leopoldine, geb. Schramm, verw. Seidel; Krempfle, Abdullah; Krejning, Elisabeth; Langschwager, Wilhelm (Gnithernie); Leitner, Josef, geb. in Berlin am 28. August 1903; Eöbenstein, Hans; Luithke, Otto, geb. am 26. April 1914 in Endwischhafen; Mandl, Josef, gesucht von seinem Vater Miguel Mandl in Paraguay; Marburg, César, vor ca. 25 Jahren nach Brasilien ausgewandert; Mayr, Christian Elisabeth Louise Ida oder Nachkommen; Mayr, Oscar Wilhelm Anton oder Nachkommen; Melang, Theodora; Meyer, Rudolf Ernst Wolfgang, geb. 19. Juli 1915 in Berlin; Micklisch, Vater von Gertraud Micklisch, früher in Cruz Machado wohnhaft gewesen; Müller, Dr. Christian; Müller, Georg, aus Alin a. d. Donau; Münch, Fritz; Münch, Philipp Ernst Josef; Naefe, Kurt, geb. am 1. Mai 1915 in Wilsenwaltdersdorf; Nees, Paul, geb. am 19. Jan. 1899 in Oberlein; Neumann, Katharina; Nold, Peter; Olt, Hermann; Perret, August, zu-

lebt in Matra (S. Catharina) wohnhaft gewesen; Piplack, geb. Wolsky, Luise, geb. am 22. April 1888 in Marienburg; Prantner, Karl, geb. in Steyr am 1. März 1912; Raith, Richard, oder Nachkommen; Rakowsky, Fritz, geb. 13. Februar 1894 in Königsberg; Randow, Familie von; Reibock, Albert, geb. 24. Dez. 1888 in Hildesheim; Reinhold, Walter, geb. am 25. März 1905 in Amendorf; Reischer, Johanna, geb. Jacobowitz; Reichert, Hugo, geb. am 1. Juli 1919 in Frankenhach; Repp, Erhardt, seit ca. 24 Jahren in Brasilien; Reßel, Albert Eugen, bisher in Jlayopolis wohnhaft gewesen; Richter, Wilhelm, geb. am 2. Mai 1878 in Bankwitz; Riffelmachen, Günther, geb. 6. April 1913 in Roth; Röber, Heinrich Julius Alfred Benno, geb. am 19. Aug. 1884 zu Dresden; Rombach, Karl; Rosenthal, Willy, geb. 10. Aug. 1895; Rothe, Mag, früher in S. Pauls wohnhaft gewesen; Sellmann, Karl Heinrich Wilhelm, geb. 31. März 1882 in Kenzen; Schäfer, Moritz, oder Nachkommen; Schmitt, Josef; Schmitt, Joseph; Scholz, Günther; Schubarth, Dr. Otto; Schwarz, Gustav; Schwarz, Ulrich und Marie; Seidel, Paul; Seifert, Otto Emil, geb. am 25. Dez. 1917 in Berlin-Charlottenburg; Seligson, Hans, Ingenieur; Sellmann, Hans Götz Eugen, aus Leipzig; Seitz, Oleg; Steinbauer, Julius, aus Nürnberg, geb. am 11. Mai 1900; Steinbrecht, Gustav mo Wilhelm; Stör, Dora, geb. Schmidt; Straßburger, Julius, geb. am 5. Jan. 1916 in Koblenz; Stücker, Frederico und Luise; Somogyi, Dr. Jhvan; Tahlser, F. Rupert; Tappert, Hermann; Ahmann, Karl, geb. am 9. Aug. 1917; Untrott, Richard; Wedder, Kurt, geb. am 26. März 1902; Wirtz, Karl, geb. am 14. Juni 1905 in Köln; Zint, Dr. jur. Kurt; Zippner, Familie, aus Flecken im Böhmerwald.



Vor 125 Jahren — Völkerschlacht. — Zur 125-Jahrfeier der Völkerschlacht bei Leipzig am 16. und 18. Oktober wurde von Bildhauer Zeißig diese Plakette mit den Köpfen Büchers und Gneisenaus geschaffen.

Sudetendeutsche Verluste seit dem Jahre 1918

Jammernde Frauen, weinende Kinder, Männer, die von den Kugeln tschechischer Mordschützen getroffen, tot oder schwer verletzt am Strassenrand liegen, all die Greuel, die die Grausamkeit der bis zum Siedepunkt emporgehetzten Tschechen an den ihnen durch die Väter des Versailler „Friedensvertrages“ zudiktirten, nichttschechischen Minderheiten in den letzten Monaten verübt haben, sind nur gewissermassen die Krönung eines Vernichtungskrieges, der, wenn auch mit anderen Mitteln, seit dem Bestehen der Tschechoslowakei, also seit rund zwanzig Jahren, in der Moldaurepublik gegen alles, was nicht dem Herrenvolk angehört, geführt wird. Im Prinzip, in der Zielsetzung ist also auch der terroristische Feldzug der Tschechen gegen die Sudetendeutschen, der heute den Frieden Europas ernsthaft gefährdet, nichts anderes als eine schreckliche Fortsetzung dessen, was vor zwanzig Jahren begonnen wurde. Was das Maschinengewehr und das Tankgeschütz heute vollendet, hat der Wirtschaftsboykott, die einseitige Vergebung von Staatsaufträgen und die künstliche Förderung der sudetendeutschen Arbeitslosigkeit schon vor zwanzig Jahren begonnen. In den Gründungs-urkunden der Tschechoslowakei hatte man der sudetendeutschen Minderheit, die sich im Jahre 1919 einhellig für den Anschluss an das alte deutsche Reich erklärt hatte und die man gegen ihren Willen in den tschechoslowakischen Staatsverband hineinzwang, die absolute Gleichberechtigung mehrfach versprochen, aber in der Praxis hatte man ihr die Gleichberechtigung schon einen Tag nach der Staatsgründung streitig gemacht. Die Mittel, deren sich die Prager Machthaber anfangs bedienten, waren in erster Linie wirtschaftlicher oder gesellschaftspolitischer Natur. Man muss sich dabei vor Augen halten, um die ganze Tragweite dieser Methoden zu erkennen, dass die sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei dichter als die anderen besiedelt sind, dass die Industrie des Landes sich hier konzentrierte und dass sich infolgedessen die wirtschaftspolitischen Störungsmassnahmen, die der tschechische Chauvinismus für angebracht hielt, besonders schart auswirken mussten. Unter diesem Aspekt muss man die Forderung der sudetendeutschen Partheileitung auf Wiedergutmachung der dem Sudetendeutschtum in den zwanzig Jahren der tschechoslowakischen Geschichte zugefügten

Wirtschaftsschäden verständnisvoll würdigen. Ueber das, was die Sudetendeutschen in den Jahren 1918 bis 1938 — abgesehen von den blutigen Opfern, die sie der Erhaltung ihres Volkstums bringen mussten — auf rein wirtschaftlichem Gebiet eingebüsst haben, unterrichtet die Schrift eines Sachkenners, die unter dem Titel „Zwanzig Jahre sudetendeutscher Verlustbilanz“ vor kurzem erschienen ist. Der Verfasser weist einleitend darauf hin, dass die tschechische Expansionspolitik von Anfang an nichts anderes gewesen ist, als der äusserlich-organisatorische Ausdruck einer unheilvollen Geschichtslüge: des Mythos nämlich, dass Sinn und Sendung der tschechoslowakischen Staatsgründung des Jahres 1918 der wäre, die tschechischen Volksbodengrenzen bis zu den angeblich historischen Grenzen von Böhmen, Mähren und Schlesien vorzutragen. Demnach folgt also der Expansionsdrang der Tschechen der längst von der ernsthaften Forschung widerlegten Fiktion, als ob die genannten Gebiete ihren kulturellen Hochstand dem tschechischen Einwirken, ja sogar der tschechischen „Ur“bevölkerung zu verdanken habe. Tatsache dagegen ist, dass die Kultur und der zivilisatorische Hochstand, der die genannten Länder im Mittelalter als Perlen in der Krone der „Römischen Kaiser Deutschen Nation“ erscheinen liess, von den Deutschen ins Land gebracht worden ist und dass die Tschechen sich später in Betten legten, die von anderen gemacht wurden. Wir wollen hier darauf verzichten, die kulturellen und die nationalgesellschaftlichen Einbußen aufzuzeigen, die die Sudetendeutschen in der zwanzigjährigen Fremdherrschaft ertragen mussten, wir wollen uns auf eine gedrängte Uebersicht über ihre wirtschaftlichen Verluste beschränken. Die Tschechen haben sich aut ihrem eigenen Boden von 1910 bis 1921 um 4,5 Prozent und von 1921 bis 1930 um 7,7 Prozent vermehrt, sie sind aber in das deutsche Sudetenland von 1910 bis 1921 um 80,0 Prozent des früheren Standes eingedrungen und haben dann auf dieser gegenüber dem Jahrhundertantag erheblich verstärkten Grundlage von 1921 bis 1930 weiter um etwas mehr als 30 Prozent zugenommen. Das war nicht natürlich. Ein Blick auf die Höhe des Geburtenüberschusses bei den Tschechen — 8 Prozent — lehrt deutlich, dass es sich hier um eine Zuwanderung der Tschechen